2,00 DM / Band 729
Schweiz Fr 3,00 / Östern. S 16





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Laurins finsteres Reich

Frankreich F 9,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 175



Laurins finsteres Reich

John Sinclair Nr. 729

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 23.06.1992

Titelbild von Maren

Sinclair Crew

Laurins finsteres Reich

Die Nackte suchte den Kontakt mit einer Toten!

Die Frau wollte in der realen Welt bleiben und sie trotzdem verlassen. Dafür hatte sie sämtliche Vorbereitungen getroffen, die Kleider abgestreift, war in den Kreis getreten, in dessen Innern die beiden ineinandergeschobenen Dreiecke ein magisches Symbol bildeten.

Es war später Abend und trotzdem nicht dunkel. Diese Finsternis war erfüllt von einem eigenartig phosphoreszierenden Licht, wie man es eigentlich nur dann erlebte, wenn frischer Schnee auf dem Boden lag.

Das Licht stammte vom runden Auge des Mondes und erhielt Unterstützung von den Gestirnen, die eine funkelnde Malerei im Himmel zeigten. Als Schleier fiel es über diese Welt, tupfte gegen Steine und Felsen, leuchtete diese an und sorgte für den geheimnisvollen Glanz, der sich besonders stark innerhalb des magischen Symbols konzentrierte und deshalb auch über den Körper der nackten Frau hinwegfloß. Sie hatte ihr dunkles Haar gelöst. Breit fiel es auf ihre Schultern und streichelte den Rücken.

Es war nicht kalt. Nicht ein Schauer lag auf dem unbekleideten Körper. In der Ferne schützten die dunklen Berge dieses kleine Refugium vor den Unbilden der Natur. Es war verwunschen, geheimnisvoll und rätselhaft. Ein Stück Welt, daß eigentlich zu einer anderen gehörte und wie ein Puzzle aus dem Mosaik eines Märchenreichs herausgelöst war.

Die junge Frau, sie hieß Trudi Lechner, war nicht allein. Um sie herum, zumeist verschmolzen mit den Schatten der unregelmäßig gewachsenen Felswände, hockten die Personen, die eigentlich zu dieser Welt gehörten. Kleine und ungewöhnliche Menschen, Personen, wie man sie aus Legenden und Märchen kannte.

Zwerge!

Sie waren die Hüter, die Aufpasser, und allein ihr Augenmerk galt der unbekleideten Frau.

Lange genug hatte Trudi auf diesen Zeitpunkt warten müssen. Lange zuvor hatte sie den Ruf verspürt, sich aber nie richtig getraut, ihm zu folgen, bis sie sich dann überwunden hatte.

Und nun war es soweit. Die Vorbereitungen traten in die letzte Phase. Es konnte nicht mehr lange dauern, dann war der Kontakt entstanden. Trudi spürte es mit jeder Phase ihres unbekleideten Körpers. Manchmal hatte sie den Eindruck, als würde elektrischer Strom sichtbar über ihre Haut rieseln, dann stieg jedesmal eine gewisse Freude in ihr hoch, denn der Eindruck verstärkte sich immer mehr.

Im Schneidersitz hockte sie auf dem Boden. Umgeben von den beiden Dreiecken, geschützt durch den Rand des Kreises, voll eingetaucht in die geheimnisvolle Zauberwelt einer kaum erfaßbaren Welt, in der all das wahr wurde, was Kindern so oft erzählt wurde.

Es dauerte eine Weile, bis sie sich überwunden hatte, etwas zu tun. Ein Zucken durchlief ihren Körper, erfaßte auch die Arme, die sie dann mit einer langsamen Bewegung anhob, die Hände streckte, bis sie sich über ihrem Kopf befanden, um die Handflächen dort zusammenzuführen. Sehr leicht legte sie beide gegeneinander, es war eigentlich nur mehr der Hauch einer Berührung.

In dieser Haltung blieb sie sitzen.

Sie rührte sich nicht.

Sie meditierte.

Sie nahm innerlich Abschied von ihrer eigenen Welt und bereitete sich darauf vor, die neue zu betreten.

Sie bewegte die Lippen.

Sehr behutsam und vorsichtig. Wie jemand, der das Sprechen erst noch lernen muß. Es war kein Laut zu hören, die Worte schienen an ihren Lippen zu kleben, kein Wispern, kein Flüstern, dennoch schluckte sie, weil sie den Speichel im Mund nicht mochte.

Das Licht hielt den nackten Körper ebenfalls erfaßt. Es gab ihm diesen geisterbahnhaften Glanz, war an einigen Stellen dunkel, leuchtete an anderen wieder auf und konzentrierte sich vor allen Dingen auf Trudis Gesicht, das auch eine andere Farbe bekommen hatte. Beinahe wie der Fels, der sie umgab.

Die Stille war absolut.

Nichts rührte sich in der Gegend. Die Zwerge bewegten sich nicht, sie waren ebenso mit dem Boden verwachsen wie die Felsen. Sie alle gehörten dazu.

Trudis Herz war klar und rein.

Sie hatte sich lange genug darauf vorbereiten können. In den letzten Jahren hatte sie in ihrer knappen Freizeit viel gelesen und alles über die Zwerge erfahren, die von ihrem Fürsten vor langer Zeit ausgestoßen und verdammt worden waren.

Laurin hatte sie nicht mehr haben wollen. Niemand sollte sie mehr an sein Erbe erinnern.

Sie aber würde es tun.

Und sie würde noch mehr machen, denn Trudi wußte auch, daß jemand auf sie wartete, der einmal ein Mensch und eine Königin gewesen war. Gleichzeitig eine wunderschöne Frau mit ähnlich schwarzen Haaren wie sie. Oft genug hatte Trudi von ihr in den Träumen erfahren, deshalb war sie ihr auch so vertraut, und sie spürte nicht die geringste Furcht, sondern einzig und allein eine freudige Erwartung.

Sie würde kommen, sie würde ihre Geisterwelt verlassen, sie hatte es ihr versprochen.

Trudi reckte sich noch stärker. Sie griff in die Dunkelheit hinein, als wollte sie gleichzeitig das geheimnisvolle Licht locken, sich stärker über ihren Körper zu legen.

Es war nicht einmal Nacht, erst Abend. Im späten November wurde es sehr früh dunkel. Trudi liebte diese Zeit, denn sie sah sie als die Zeit des Erwachens an.

Wann reagierte die andere?

Würde sie überhaupt etwas tun?

War es nicht zu früh? Hätte sie nicht noch ein oder zwei Tage warten sollen?

Trudi spürte, daß diese Fragen sie nervös machten. Sie wollte daran nicht mehr denken, alles mußte anders sein, sonst hätten ihre Vorbereitungen keinen Sinn mehr ergeben.

Sie tat es.

Ja, sie rief den Namen.

Und ihre Stimme klang wie ein Schrei, der gegen die Wände brandete und als vielfaches Echo von dort zurückgeworfen wurde.

»Diablita…!«

***

Aus den Augen des steinernen Zwergs strahlten mir Tod und Haß entgegen. Es war eine Brücke der negativen Gefühle, die er da aufgebaut hatte, und ich spürte die tödliche Gefahr wie ein innerliches Beben, das jede Phase meines Körpers erfaßt hatte.

Obwohl mein Gegner ein Zwerg war, befanden sich unsere Gesichter in gleicher Höhe, denn die kleine Gestalt stand auf einem Felspodest im Zwergengarten.

In der Nähe hörte ich meinen Begleiter, Karl Lechner, den Bürgermeister von Glatsch, laut und heftig atmen. Ich konnte seine Furcht verstehen. Er war zum erstenmal mit diesen unerklärlichen und auch fürchterlichen Gegebenheiten konfrontiert worden, und dabei war es ihm nur darum gegangen, seine Trudi zu finden. Er hatte sich mir angeschlossen und nicht ahnen können, daß ihn dieser Weg in eine spezielle Hölle führte.

Das war auch mir erst später klargeworden. Nun steckten wir beide in deren Zentrum.

Ich kannte den Zwerg.

Ich hatte ihn sogar noch als normalen erwachsenen Menschen erlebt. Er hieß Savini. In meinem Beisein war er von einem hinterrücks abgefeuerten Pfeil getroffen worden, und dieser Treffer hatte ihn zu dem gemacht, was er nun war.

Mordlust in den Augen, keine anderen Gefühle mehr, und meine Hand näherte sich seinem Gesicht.

Ich wollte ihn anfassen, ihn zurückdrücken, ihn zwingen, zum Reden bringen, wenn möglich und…

»Vorsicht, Sinclair!«

Der Bürgermeister hatte mich gewarnt. Ich wußte nicht vor wem, aber ich hörte das Poltern.

Es erklang irgendwo über mir, wo die Felswand nicht mehr die terrassenförmigen Einschnitte zeigte, sondern sich normal in die Höhe schob und somit das Ende des Zwergengartens oder Friedhofs markierte.

Etwas hatte sich aus der Höhe gelöst. Es war ein Schatten, doch Schatten sind leise, sie poltern nicht. Das tun aber Felsblöcke auf dem

Weg nach unten.

Der Bürgermeister war fluchend in Deckung gegangen, und auch für mich wurde es Zeit, denn das Poltern nahm an Lautstärke zu, ein Zeichen, wie nahe mir der Felsblock schon war.

Es war nicht so einfach, auf dieser Terrasse Deckung zu finden. Wenn ich mich nach hinten warf, fiel ich in die Tiefe. Zudem war der Sims ziemlich schmal, so daß er meine Bewegungsfreiheit zusätzlich einengte. Es blieb mir noch eine Chance. Ich mußte nach vorn und mich so eng wie möglich gegen den Fels pressen..

Dicht neben dem Zwerg mit den haßerfüllten Augen drückte ich mich dagegen. Ich erkannte noch das böse Grinsen, dann steigerte sich das Poltern über mir zu einem Donnern, als würden zehn Drummer zugleich auf ihre Trommeln schlagen.

Der Schatten war da, der Schatten raste an mir vorbei.

Genau in dem Augenblick schloß ich für einen Moment die Augen. Wenn er mich zu packen bekam, wollte ich es wenigstens nicht sehen.

Er packte mich nicht.

Der Brocken raste vorbei. Ich hörte noch, wie er aufschlug, öffnete die Augen und sah den tanzenden Gegenstand in der Tiefe des Gartens verschwinden.

Auf seinem Weg nahm er mit, was er mitnehmen konnte. Bisher hatten die Zwerge an verschiedenen Stellen des Gartens verteilt gestanden, sich nicht bewegt, als wir das Gelände betreten hatten, doch dem nach unten rasenden Fels hatten sie nichts entgegenzusetzen.

Einige von ihnen wurden erwischt. Da ich relativ hoch stand und deshalb einen guten Überblick besaß, bekam ich das alles sehr gut mit, als wäre die Szene ausgerechnet für mich allein geschaffen worden. Von Karl Lechner sah ich nichts mehr.

Wer getroffen wurde, hatte keine Chance. Der Felsbrocken besaß eine immense Kraft. Er schleuderte die Zwerge um, er riß sie mit, er zermalmte und zerstörte sie, und er zerhämmerte auch einen Teil der Umgebung mit rücksichtsloser Gewalt.

Ein von Zerstörungswut besessener Gegenstand raste weiter, wühlte Staub und kleine Gesteinswolken in die Höhe, bis er aus meinem Sichtfeld verschwand. Ich hörte das Grollen noch eine ganze Weile, bis der Felsblock zur Ruhe gekommen war.

Es war nicht das beste Licht, das über diesem Garten lag. Es reichte allerdings aus, um mich die Zeichen der Zerstörung erkennen zu lassen. Der von oben gestoßene Felsblock hatte eine regelrechte Schneise gerissen, die in einem Zickzack-Verlauf den Garten praktisch in zwei Hälften teilte. Er hatte die Zwerge umgerissen, er hatte sie vernichtet, denn was da an Resten auf dem Boden lag, würde sich kaum mehr erheben. Die meisten sahen so aus, als hätte sich jemand

einen Spaß daraus gemacht, Porzellanpuppen zu Boden zu schleudern, nur um zu sehen, wie sie in ihre Einzelteile zerbrachen.

Sie hatten den Druck nicht aushalten können. Wie viele zerstört worden waren, konnte ich nur raten.

Ein halbes Dutzend Zwerge hatte der Block sicherlich vernichtet.

Die wieder eingekehrte Stille gefiel mir ebensowenig wie das Poltern zuvor. Ich empfand sie als beklemmend und bedrückend, sie saugte an meinen Nerven, und sie ließ wiederum die Gefühle der Angst in mir hochschnellen.

Nicht um mich, sondern um Karl Lechner.

Seinen Warnschrei hatte ich noch gehört, danach war es still um ihn geworden.

Lebte er noch?

Ich drehte meinen Kopf nach rechts.

Wieder funkelte mir der Haß aus dem Augenpaar des Zwergs entgegen. Verflucht noch mal, auch er hatte den Angriff überstanden.

Er grinste.

Böse, gemein und hinterhältig. Und dann hob er seinen Arm. Plötzlich konnte er sich bewegen. Ich sah seine Hand, und ich sah die Waffe daraus hervorschauen.

Es konnte ein Messer sein oder ein spitzer Stein, jedenfalls wollte ich von beidem nicht getroffen werden.

Hätte er sich schneller bewegt, wäre ich erwischt worden, so konnte ich seinen Arm stoppen. Ich spürte die Schwere des Steins unter den Fingern meiner linken Hand. Ich merkte, wie er Druck gab und ich einfach dagegenhalten mußte. Ich hätte besser meine andere Hand dazugenommen, aber die mußte ich freihalten.

Damit zog ich den Dolch.

Es war ein Versuch, ein Test, mehr nicht. Normalerweise wäre die Silberklinge gegen einen harten Stein nicht angekommen, aber hier rechnete ich noch mit anderen Möglichkeiten.

Ich stieß zu, bevor der Zwerg durch seine Kraft die Oberhand gegen mich gewann.

Die Klinge erwischte ihn.

Sie berührte nur für einen Moment seinen Körper. Es gab einen kurzen Widerstand, dann drang sie in die Gestalt ein, als würde sie in weiches Fett fahren.

Der Zwerg bewegte seinen Kopf hektisch. Dabei gurgelte er. Der Druck seiner rechten Hand lockerte sich, weil ihn bereits die Kräfte verließen.

Die Waffe klirrte zu Boden.

Er selbst fiel auch.

Der Dolch rutschte mit seiner Klinge wieder aus der Wunde hervor. Als der Zwerg den Boden berührte, da war der Blick seiner Augen

erloschen. Er konnte mir seinen Haß nicht mehr entgegensprühen, er war zerstört und zerrieselte vor meinen Augen.

Tief atmete ich durch. Erst jetzt erwischte mich der Schock. Meine Knie fingen an zu zittern, vom Magen her stieg ein Druck der Kehle entgegen, und ich stützte mich an der Felswand ab, weil ich zunächst einmal eine kleine Pause brauchte.

Das war hart und knapp gewesen.

»Sinclair…«

Als ich die krächzende Stimme des Bürgermeisters hörte, rutschte mir ein Lachen über die Lippen.

Er hatte es also auch geschafft, und das war gut.

»Ja, ich bin okay. Sie auch?«

»Wie man's nimmt.«

Ich sah ihn erst Sekunden später. Vor mir kroch er in die Höhe. Er hatte sich zwei Terrassenstufen tiefer die nötige Deckung verschafft, war aber erwischt worden, denn er blutete im Gesicht. »Ein Splitter«, sagte er, »mehr nicht.«

»Ist schon okay.« Ich reichte ihm die Hand, um ihn in die Höhe zu ziehen. Dabei schielte er nach oben, wahrscheinlich rechnete er mit einem weiteren Brocken, aber dort oben tat sich nichts. Es blieb alles sehr ruhig.

Lechner wischte den Staub von seinem Gesicht. »Das war ja mehr als knapp. Ich habe mich schon zerquetscht unter dem Felsbrocken gesehen. Verdammt, wer hat ihn gelöst?«

»Ich weiß es nicht.«

Der Bürgermeister schaute in den Garten hinab. »Wer immer es getan hat, ein Freund der Zwerge kann es nicht gewesen sein, denn einige von ihnen sind regelrecht zermalmt worden, das konnte ich sogar sehr gut beobachten.« Er klopfte Staub von seiner Kleidung, schaute sich dabei um, und es fiel ihm auf, das der alte Savini fehlte.

»Wo ist er?«

Ich wußte sofort, wen er damit meinte. »Es gibt ihn nicht mehr.«

»Auch der…«

»Nein, nicht der Felsblock. Ich bin es gewesen. Ich war eben schneller als er.«

Lechner schluckte. »Sagen Sie nur, daß er Sie hatte töten wollen.«

»Richtig.«

»Verdammt, womit denn?«

»Wahrscheinlich mit einem spitzen Steinmesser. Es hätte mich zerteilt, Herr Bürgermeister.«

Karl Lechner wurde grau im Gesicht. Seine Augen quollen hervor, er saugte die Luft ein und bewegte unruhig seine Hände. »Das… das sagen Sie so leicht, Sinclair. Verdammt, es ist nicht einfach, an ihrer Seite zu sein.«

»Das habe ich auch nie behauptet, aber Sie wollten es nicht anders, wenn ich mich nicht irre.«

»Ja, ich wollte meine Tochter.« Sein Gesicht verzog sich, als er an Trudi dachte. »Wo ist sie?«

Ich hob die Schultern. »Haben Sie Trudi gesehen? Ist sie zu einem Zwerg geworden?«

»Nein, das ist…«

»Also nicht.«

»Ja, aber…« er schaute sich um. Hilflos schaute er über den Garten hinweg. »Sie muß hier sein«, flüsterte er, den nächsten Satz sprach er lauter. »Sie muß sich doch hier auf dem verfluchten Gelände aufhalten, Mann. Das ist doch sonst Irrsinn und verrückt. Ich bin völlig von der Rolle. Es war alles umsonst, nicht?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, es war nicht umsonst. Sie oder wir haben diesen Garten entdeckt…«

»Ja, eine Legende.«

»Eine Tatsache.«

»Und was noch?«

»Nichts mehr - vorläufig. Oder wollen Sie noch weiter nach Trudi Ausschau halten?«

Ich holte einige Male tief Atem. »Ich habe einfach das Gefühl, daß sie sich in der Nähe aufhält, Sinclair. Sie können das vielleicht nicht begreifen. Oder haben Sie Kinder?«

»Nein.«

»Sehen Sie, dann ist alles anders. Ich bin Trudis Vater, und zwischen Vater und Tochter gibt es ein inniges Verhältnis. Ich bin der Vater, und ich weiß, daß Trudi nicht weit von hier entfernt ist.« Er faßte mich an. »Werden Sie mir helfen, diesen Garten zu durchsuchen?«

»Natürlich. Doch es wird keinen Sinn haben, das müssen Sie mir glauben. Wir hätten sie schon längst gefunden, zumindest hätte sich Trudi bei Ihnen gemeldet.«

»Ja, das könnte stimmen.«

»Da sie es nicht getan hat, müssen wir einfach davon ausgehen, daß sie nicht mehr hier ist.«

»Wo dann?« keuchte er.

»Ich weiß es nicht.«

Er trat mit dem Fuß auf. »Nichts weiß man. Alles ist anders geworden. Verdammt noch mal, in welch einer Welt bewegen wir uns hier eigentlich? Können Sie mir das sagen?«

»In der normalen, Herr Lechner.«

»Nein, das stimmt nicht. Wir treten auf der Stelle. Wir sind nicht mehr in der normalen Welt. Ich komme mir dabei vor wie ein Gefangener in einem Märchen, verstehen Sie das?« Er zeigte überall hin mit hektisch zuckenden Armbewegungen. »Das ist doch eine

widerliche Welt, ist das. Die ist verrückt, die ist völlig durcheinander. Mit dieser Welt stehe ich nicht im Gleichklang, da können Sie sagen, was Sie wollen. Die ist nicht für Menschen gedacht, nicht einmal für Zwerge. Die ist einfach grauenvoll und furchtbar.«

»Aber sie kennen Ihre Tochter besser, Herr Lechner. Sie haben vorhin von dem Verhältnis zwischen Vater und Tochter gesprochen. Oder haben Sie das vergessen?«

»Nein, habe ich nicht.«

»Da sehen Sie es.«

»Ich sehe gar nichts!« keuchte er. »Ich will nur meine Tochter zurück, nur sie!« schrie er und ging vor mir in die Knie. Er schüttelte den Kopf, holte ein Tuch aus der Hosentasche und wischte damit das Blut aus seinem Gesicht.

Ich verstand den Mann gut. Wahrscheinlich hätte ich ebenso gehandelt, aber es war einfach nicht möglich, eine Spur von Trudi Lechner zu finden. Bei unserer Ankunft hatten wir den Friedhof durch- und untersucht. Sie war nicht hier.

Dennoch mußte diese Mischung zwischen Friedhof und Garten etwas mit Trudi oder deren Verschwinden zu tun haben. Es gab da eine Verbindung, davon war ich fest überzeugt, nur mußte ich sie erst einmal finden, und das war nicht einfach.

Möglicherweise konnten mir die noch lebenden Zwerge dabei behilflich sein.

Die Zwerge?

Ich traute meinen Augen nicht. Hielt sie offen, schloß sie, öffnete sie wieder und wollte noch immer nicht glauben, was ich da mit den eigenen Augen sah.

Es gab sie nicht mehr.

Die Zwerge waren verschwunden!

***

Natürlich hätte ich mir selbst irgendwo hintreten können, aber das brachte auch nichts. Die Wesen hatten die Chance genutzt und waren klammheimlich verschwunden.

Was war der Grund? Fühlten sie sich in ihrem Garten nicht mehr sicher? Hatte es an dem herabfallenden Felsblock gelegen, der doch einige von ihnen zermalmt hatte?

Ich konnte es nicht sagen, jedenfalls stand ich vor einem Rätsel. Der Bürgermeister hatte von der Veränderung noch nichts bemerkt. Ich berichtete ihm davon, als er sich erhob.

»Was, die auch?« Er staunte mich an, schaute sich erst dann um und ballte die Hände zu Fäusten.

»Es ist der reinste Irrsinn!« keuchte er. »Wir werden hier an der Nase herumgeführt. Oder wie sehen Sie den Fall, Herr Sinclair?«

Ja, wie sah ich ihn? Eine gute Frage, auf die es nicht so leicht war, eine Antwort zu finden.

Eigentlich war ich nur auf Jane Collins' Rat hin hierher in dieses abgelegene Alpental gefahren. Die Detektivin hatte in Glatsch einige Tage Urlaub verbracht und drei Todesfälle erlebt. Das war für einen kleinen Ort nicht nur ungewöhnlich, sondern ganz und gar unmöglich, und Jane war klargeworden, daß diese Todesfälle nicht mit rechten Dingen zugegangen waren. Sie hatte nachgeforscht, war zunächst auf eine Mauer des Schweigens gestoßen und hatte schließlich von den Zwergen und einer geheimnisvollen Kraft sowie von einem alten Fluch erfahren. Sie hatte nicht mehr bleiben können und mich informiert.

Ich war allein losgezogen und hatte schon sehr bald erlebt, zu was diese Zwerge fähig waren. Eine schrecklich zugerichtete Leiche in der Bergstation hatte den Anfang gemacht, dann war der alte Savini bei einem Überfall vor meinen Augen verstorben. Ich hatte schließlich von diesem Garten erfahren und von einer Zwergentruppe, die einmal zu König Laurin gehört haben sollte und von ihm verdammt und verflucht worden war. Ich hatte Trudi Lechner kennengelernt und auch die Warnung vor den Dorfbewohnern gehört, die mich unbedingt hatten weghaben wollen, weil sich keine Fremden in ihre Angelegenheiten einmischen sollten. Aber ich hatte auch das Gefühl gehabt, daß eine Trudi Lechner mehr wußte, als sie mir gegenüber zuzugeben, bereit war. Mit ihrem Vater war ich dann einen Kompromiß eingegangen. Ich wollte den Fall lösen, er suchte nach seiner Tochter, die sich aus dem Haus geschlichen hatte.

Beide standen wir mit leeren Händen da.

Und jetzt waren auch noch die Zwerge verschwunden. Ich hatte sie ein wenig als Hoffnungsträger angesehen.

Die Fragen, die ich Lechner stellen wollte, las er schon an meinen Augen ab und gab mir sofort die Antwort. »Nein, Herr Sinclair, ich weiß nicht, wo sie sein könnten. Dieses verdammte Gelände hier bietet ja Hunderte von Verstecken. Die können in einen Wald gekrochen sein und sich unter den Zweigen der Nadelbäume ebenso verbergen wie im dichten Unterholz. Es ist eben alles möglich.«

Er trat gegen einen Stein und kickte ihn weg. »Und mir ist es im Prinzip auch egal. Ich will nur Trudi zurückhaben, verstehen Sie das?«

»Das ist mir klar. Nur müssen wir davon ausgehen, daß wir beide Dinge nicht voneinander trennen können. Ihre Tochter ist mit den Zwergen und auch mit Laurins Fluch irgendwie verbunden.«

»Was sagen Sie da? Meine Trudi?«

»Ja.«

»Das müssen Sie mir erklären.«

»Ich kann es nicht. Aber Sie selbst haben mich darauf hingewiesen. Trudi hat sich doch mit der mystischen Geschichte dieser Gegend

intensiv beschäftigt. Sie muß einen Weg gefunden haben, um hinter die Dinge zu schauen.«

»Das kann sein.«

»Dann wird sie mehr wissen.«

»Und wo ist sie?« Er funkelte mich an. »Jetzt stehen Sie auf dem Schlauch, wie?«

»Nein, ich kann nur raten.«

»Toll, da bin ich gespannt.«

»Vielleicht in einer anderen Welt, in einer Zone, die für uns nicht sichtbar ist.«

»Hören Sie auf.«

Es hatte tatsächlich keinen Sinn, weiter mit Lechner über dieses Thema zu diskutieren. Daß es Zwerge gab, nahm er noch hin, das mußte er hinnehmen, aber mit anderen Welten und Dimensionen durfte ich ihm nicht kommen. Da spielte er einfach nicht mit. Das war ihm suspekt, was ich wiederum verstehen konnte.

Trotzdem ging ich davon aus. Ich hatte viel gesehen und erlebt im Laufe meines Lebens und wußte auch, daß nicht nur unsere Welt existierte, in der wir uns bewegten. Es gab andere, vielseitige und vielleicht sogar unzählbare.

Dazu gehörte Aibon, das Land der Legenden und Geschichten, dazu gehörten die anderen Dimensionen, in denen sich oft schreckliche Wesen tummelten und die manchmal von noch schrecklicheren Monstren regiert und beherrscht wurden.

Das alles war aber nicht mit den normalen Augen eines Menschen zu sehen und zu erfassen. Es lag eben hinter der sichtbaren Welt, war möglicherweise ein Stück grenzenloses Jenseits.

»Also ich verschwinde jetzt von hier. Sie auch, Sinclair?«

»Wohin wollen Sie gehen?«

»Sie können vielleicht Fragen stellen, Mann. Was soll ich noch hier? Ich will wieder zurück. Ich habe Glück gehabt, daß ich mit dem Leben davongekommen bin. Dieser Garten oder Friedhof ist jetzt, da er nicht mehr so existiert, wie wir ihn einmal erlebt haben, tatsächlich zu einer Legende geworden. Und das soll er auch bleiben. Er soll sich in den Köpfen der Menschen als ein sagenhaftes Erbe einbrennen, nicht mehr und nicht weniger. Alles andere lehne ich ab.«

»Gut.«

»Dann kommen Sie mit?«

Ich nickte, hatte aber noch eine Frage zu diesem ehemaligen Garten. »Sie haben doch die Zwerge gesehen, Sie haben in ihre Gesichter schauen können, ist Ihnen dabei denn nichts aufgefallen?«

»Was denn? Klar, sie waren schaurig genug…«

»Das meine ich nicht. Ich rede von den Gesichtern und will wissen, ob diese Ihnen bekannt vorkamen?«

»Einige.«
»Und was war mit den anderen? Die mußten doch auch aus der unmittelbaren Umgebung stammen?«
Lechner nickte. »Da haben Sie richtig nachgedacht, Sinclair. Das kann auch sein, aber das muß alles vor meiner Zeit passiert sein, verstehen Sie? Der Fluch ist alt, manche bezeichnen ihn als uralt. Es hat zu jeder Zeit diese schrecklichen Unglücke gegeben. Sie haben ja selbst gesehen, daß auf dem Friedhof noch genügend Platz ist.«
»Beinahe sogar für uns.«
Nach dieser Bemerkung schaute der Bürgermeister schräg in die Höhe. Das Blut in seinem Gesicht war verkrustet. Die Stelle sah aus wie von einer dunklen Narbe verziert.
»Gehen wir?«
Ich nickte. Wohl war mir nicht dabei. Diese Bewegung hatte ich nur halbherzig gegeben, weil mich einfach das Gefühl überkommen war, hier in der Nähe etwas übersehen zu haben.
Nicht irgendwas, etwas sehr Wichtiges, dessen Nicht-Entdecken mir später noch einmal leid tun würde…

***

»DIABLITA!«
Es war ein Schrei, ein Hilferuf, ein Signal - ein schrilles trompetenhaftes Echo, ein gewaltiges Stück Emotion, etwas, das man kaum in Worte fassen konnte, das aber die gesamte Umgebung erfüllte, als wollte es die Felsen sprengen.
Trudi hatte diesen Ruf ausgestoßen, und Trudi wußte, warum sie es genau in dieser Sekunde getan hatte, denn das war der Zeitpunkt, den sie hatte abwarten müssen.
Diablita würde sie erhören!
Der Mond stand mit seinem Glotzauge am Himmel und schaute auf alles nieder. Er selbst schien durch den Schrei zu erzittern, seine Umrisse schienen zu vibrieren, und selbst die Umgebung zog sich für einen Moment zusammen.
Dann wurde es still.
Die Umwelt schwieg…
Nur aus der Mitte des Kreises war ein Geräusch zu hören. Ein lautes Schluchzen, ein Weinen, das glücklich und erlöst darüber klang, daß die Person es endlich hinter sich hatte. Es war vollbracht…
Sie hockte innerhalb der Dreiecke, sie hielt den Kopf gesenkt und den Blick zu Boden gerichtet. In ihrem Innern brannte eine Hölle, die sich auch äußerlich bemerkbar machte, denn auf ihrem Gesicht lag eine dicke Schweißschicht. Der Ausbruch sammelte sich an einer bestimmten Stelle auf der Stirn so stark, daß sich einige Tropfen lösten und zu Boden fielen. Innerhalb des magischen Sterns blieben sie

liegen, und Trudi Lechner glaubte, ein Zischen zu hören, als würden ihre Schweißperlen verdampfen.

Sie starrte den Boden an, und dabei stemmte sie sich mit den Handflächen ab. Sie atmete mit offenem Mund. Ihr nackter Körper bebte, ihre Muskeln zuckten, als würde sie unter schweren Stromstößen leiden, die das Fleisch durchzuckten.

Sie hatte alles getan, sie hatte alles versucht, aber hatte sie auch einen Erfolg erreicht? Würde sich Diablita zeigen, wie sie es erwartete? Würde ihr Geist die andere Sphäre verlassen, um wieder einzutauchen in die normale Welt, in der sie vor einigen Hundert Jahren einmal gelebt hatte?

Diese Wiedergeburt mußte einfach geschehen, es mußte sie geben, sonst hatte alles keinen Sinn mehr.

Sie dachte an die Zwerge, die einst von Laurin verflucht, verstoßen und verdammt waren, um für alle Ewigkeiten in einem steinernen Garten zu hocken und nur bei Mondschein freizukommen, um sich die neuen Opfer für den Garten zu holen.

Diese Zwerge konnten nicht ohne Führung sein. Schon Diablita hatte vor Jahrhunderten unter Zwergen gelebt. Sie hatte die Bande der Mörderzwerge angeführt, aber sie hatte verloren - damals wenigstens.

Heute nicht mehr!

Mit einem Ruck hob Trudi den Oberkörper und auch ihren Kopf. In ihrem Gesicht zeichnete sich nichts ab, Es blieb eine blasse, leicht bläulich und grün schimmernde Fläche, als wäre sie durch eine düstere Farbe leicht bestrichen worden.

Sie starrte nach vorn.

Sie dachte nach, überlegte, lauschte auf die Reaktionen in ihrem Gehirn, Da mußte doch etwas sein, da mußte doch jemand eine Botschaft verteilen, es konnte einfach nicht…

Ihre Kette aus Gedanken und Vermutungen riß ab.

Trudi wußte Bescheid.

Freude durchtoste sie. Glanz erschien in ihren Augen und wurde zu einem Triumph.

Plötzlich war die Kälte vorbei. In ihr stieg eine wahnsinnige Wärme hoch, die zu einem verzehrenden Feuer hochpeitschte. Sie glühte innerlich, sie schwitzte. Es waren neue, nie gekannte Energien, die sie antrieben und in die Höhe drückten.

Trudi sprang hoch!

Es war eine irrsinnig schnelle, gleitende Bewegung, begleitet von einem harten, aber freudigen und triumphierenden Lächeln, denn Trudi wußte, daß sie es geschafft hatte.

Mit einem einzigen, einem sehr langen Schritt verließ sie die magische Stätte.

Dem Mond drehte sie den Rücken zu, und sie rief es gegen die Wände

der Umgebung. Alle sollten es erfahren, die Felsen ebenso wie der Himmel und die Erde. Die Zwerge, die Vögel, die anderen Bewohner dieser geheimnisvollen Welt.

»Ich bin Diablita! Ich bin Diablita! Ich bin eure Königin, die Königin der Zwerge…«

Alle hörten es.

Sie kamen aus ihren Verstecken, um sich vor ihrer Königin zu verneigen und ihr die große Ehre zu erweisen…

***

Karl Lechner, der Bürgermeister, hatte erst aufgeatmet, als wir den schmalen Eingang hinter uns gelassen hatten. Da hatte er sich von mir abgewandt, sich gegen einen Felsblock gelehnt, den Kopf geschüttelt und immer wieder davon gesprochen, daß er es noch nicht fassen konnte, mit dem Leben davongekommen zu sein.

Ich hörte nur mit einem Ohr zu, denn meine Gedanken drehten sich um ganz andere Dinge.

Ich war mit mir selbst äußerst unzufrieden. Noch immer ging ich davon aus, einen Fehler begangen oder etwas übersehen zu haben. Irgendwas stimmte hier nicht, es war nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte, obwohl ich darüber auch nicht Bescheid wußte und mir nicht richtig klar war, was ich überhaupt wollte.

Was hatte ich übersehen? Was hatte ich falsch angefaßt? Hätte ich mehr auf mein Gefühl hören und den Garten noch einmal durchsuchen sollen? Vielleicht wäre es richtig gewesen, vielleicht auch nicht. Außerdem konnte ich einen Mann wie Karl Lechner nicht allein lassen, denn die Probleme waren noch, längst nicht gelöst worden. Sie fingen erst an. Ich ging davon aus, daß wir den Fall bisher nur an der Oberfläche angekratzt hatten. Es war noch immer derselbe Himmel, es waren noch immer dieselben Gestirne, die über uns funkelten, es hatte sich nichts verändert, und doch sah ich es nicht so.

Ich fühlte mich unter einer Spannung stehend, nervös und gleichzeitig aufgekratzt.

Es konnte auch daran liegen, daß zahlreiche Zwerge geflüchtet waren, doch das schien nicht der Hauptgrund zu sein. Auch Lechner bemerkte, daß mit mir etwas nicht stimmte, und er sprach mich darauf an.

»Hören Sie, Sinclair, Sie sind so komisch. Haben Sie was?«

»Ja.«

»Toll - was denn?«

»Ich habe das Gefühl, etwas vergessen zu haben. Kann ja mal passieren, aber in unserem Fall ist es gefährlich.«

»Was denn?«

»Ich weiß es nicht.«

Er lachte und reckte sich. »Jedenfalls bin ich froh, daß wir uns wieder auf dem richtigen Weg befinden, das können sie mir glauben. Die letzte Stunde werde ich nie vergessen.«

»Ich auch nicht.«

Er schaute auf die Uhr. Dann lachte er wieder, und ich fragte nach dem Grund.

»Mann sagt doch immer, daß um Mitternacht etwas passiert.« Er schaute mich staunend an, als wäre ich der Grund dafür, daß es schon früher geschehen war. »Aber das ist nicht der Fall. Es dauert noch zwei Stunden, bis wir die Tageswende erreicht haben. Können Sie sich das vorstellen? Noch zwei Stunden.«

»Na und?«

»Was heißt hier na und? Damit sind die Regeln über Bord geworfen. Mitternacht heißt Geisterstunde, aber die wiederum hat sich in unserem Fall verfrüht.«

»Das sind Regeln, die andere aufgestellt haben. Kommen Sie weiter. Es ist besser, wenn wir zurück nach Glatsch gehen.«

»Und die Zwerge?«

»Könnten vielleicht schon dort sein.«

Er zog seinen Kopf zwischen die Schultern. »Machen Sie mir keine Angst, Sinclair.«

»Das hatte ich auch nicht vor.«

»Verdammt, haben Sie das ernst gemeint?«

»Was?«

Er bekam einen ängstlichen Blick. »Das mit den Zwergen. Daß sie schon in Glatsch sind.«

»Wir müssen zumindest damit rechnen. Alles kann schnell, sehr schnell gehen. Bisher haben wir kaum etwas erfahren. Gut, wir haben einen Garten oder einen Friedhof entdeckt. Sonst aber nichts. Keine noch so winzige Kleinigkeit über die Pläne der Zwerge und auch nichts über Ihre Tochter Trudi, die sicherlich mehr über die, Dinge weiß.«

Der Bürgermeister machte den Eindruck, als wollte er mir an die Kehle springen. Im letzten Augenblick beherrschte er sich. Dafür packte ich aber zu. Bevor er sich versah, hatte ich ihn herumgerissen und ihm eine Hand auf seine Lippen gepreßt. Mit der anderen hielt ich den Oberkörper umschlungen.

Er war so perplex, daß er sich zunächst nicht wehrte und wie erschlafft in meinem Griff hing. Als er es versuchte, hörte er mein Flüstern dicht an seinem Ohr.

»Bleiben Sie ruhig, ganz ruhig, mein Freund. Ich habe etwas gehört, was mir überhaupt nicht gefällt. Kapiert?«

Er nickte.

»Ich lasse Sie jetzt los.«

Der Mann holte einige Male tief Luft. Ich hatte einen Finger auf meinen Mund gelegt, den Blick starr gemacht, und diese Geste begriff er.

Lechner hielt den Mund.

Ich verließ den schmalen Pfad und deutete ihm an, mir zu folgen. Er kam mir auch leise nach, duckte sich hinter struppigen Sträuchern.

»Was ist denn los?« raunte er. »Sie hätten mir ja beinahe den Hahn zugedreht.«

So schlimm war es bestimmt nicht gewesen. Ich ging auch nicht weiter darauf ein und sagte ebenso leise: »Ich habe etwas gehört. Das Rollen kleiner Steine.«

»Und wo?«

»Gegenüber.«

Dort ist eine freie Fläche, ein Geröllhang, im Mondlicht gut zu überblicken.

Da sah ich die Bewegung. Es war genügend Platz zwischen den dürren Gestrüpparmen, ich konnte alles wunderbar überblicken, und der Hang kam mir vor wie eine große Bühne. Sie lief schräg in die Höhe und endete an einer dunklen Wand aus Bäumen.

Der Zwerg huschte schräg hinab. Immer wieder blieb er stehen, suchte und horchte. Für uns erwies es sich als Vorteil, daß wir jetzt hinter den Büschen hockten. So konnten wir ihn beobachten und nicht umgekehrt.

»Was kann der vorhaben?« wisperte Lechner.

»Zumindest scheint er mir auf der Suche nach jemandem zu sein. Und da könnten wir ihm gerade recht kommen.«

»Er sucht uns?«

»Es sieht so aus.«

»Und was wollen Sie machen?«

»Ihn einfangen, ihn holen, ihn zum Reden bringen. Ich will über die Pläne etwas wissen.«

»Die gibt es?«

Als Antwort hob ich nur die Schultern. Er verstand die Geste und stellte keine weiteren Fragen mehr.

Wir ließen den Zwerg nicht aus den Augen. Wenn er sich duckte, war er auf dem Geröllfeld kaum zu sehen, aber er stellte sich oft genug hin, lief in dieser Haltung weiter, und es würde nicht lange dauern, bis er das Ende des Geröllhanges erreicht hatte. Immer wieder lösten sich unter seinen Füßen Steine, die mit klickenden und rollenden Geräuschen bergab kollerten.

»Sie bleiben hier!« zischelte ich dem Bürgermeister zu. »Ich werde ihn übernehmen.«

»Dann kill ihn doch!«

Ich achtete nicht auf Lechners Worte. Auf keinen Fall hätte ich ihn

umgebracht, für mich gab es andere Dinge, die wichtiger waren. Ich mußte etwas erfahren. Ich war sicher, daß es Pläne gab, daß eine Macht dahintersteckte, die bestimmt nicht von den Zwergen angeführt wurde. Jemand mußte sie dirigieren, er war die Person im Hintergrund, wobei ich nicht mit Laurin rechnete.

Der Zwerg wartete.

Er stand geduckt da, als wollte er jeden Moment aufspringen, um dann zu verschwinden. Sein Kopf leuchtete durch das helle Haar, dessen Strähnen sich im Wind bewegten.

Ich schätzte die Distanz ab. Die Beretta hatte ich gezogen. Ich hoffte, daß er unter dem Eindruck der Waffe reden würde.

Dann startete ich.

Natürlich wäre ich gern lautlos gelaufen, was angesichts des Untergrunds nicht möglich war. Ich kam ziemlich schlecht weg. Auf dem kleinen Geröll rutschte ich nach hinten weg, fing mich wieder, warf mich vor und überbrückte auch die letzten Meter.

Jetzt hörte mich der Zwerg.

Er fuhr herum.

Ich war schneller. Mit der linken Hand stieß ich den kleinen Körper zu Boden. Schwer schlug er auf das Geröll. Ich hörte ihn vor Wut heulen, dann wollte er sich herumwerfen und in die Höhe springen. Dabei verschwand sein Arm unter der Kleidung. Ich ließ es zu, daß er noch seinen kleinen Wurfpfeil hervorholte, aber er konnte den Arm nicht mehr heben, mein Fuß war schneller.

Ihn drückte ich auf seinen Arm und nagelte ihn so auf dem Untergrund fest.

Dabei hatte ich die Waffe gesenkt. Wenn er den Blick hob, mußte er in die Mündung schauen.

»Reicht das?« fragte ich ihn.

Er gab mir keine Antwort, obwohl er seinen Mund bewegte. Die Lippen kamen mir wie rissige Zeichnungen vor, die sich in die Breite zogen. Es entstand ein Spalt zwischen ihnen, und in seinen Augen leuchtete plötzlich ein unheimlicher Glanz.

»Aufstehen!« Ich unterstrich die Bemerkung mit einer Geste meiner Beretta.

Er kam hoch.

Sehr vorsichtig und wollte mir dabei den Rücken zudrehen. Den Trick durchschaute ich schnell. Als er den rechten Arm hob, der inzwischen wieder frei lag, erwischte ihn mein Tritt.

Der Zwerg fiel zu Boden. Er fauchte voller Wut und Haß. Dabei rutschte der kleine Pfeil aus seiner Hand und klirrte gegen einen Stein. Endlich blieb er liegen.

Ich mußte mich von dem Gedanken befreien, es hier mit einem unschuldigen Wesen zu tun zu haben. Dieser Zwerg und auch seine

Artgenossen waren kleine, böse, mordgierige Kobolde, die alles vernichteten und zerstörten, was ihnen nicht in den Kram paßte. Ich wollte ihn auch nicht nur mit der Beretta bedrohen. Als er sich auf den Rücken wälzte, hielt ich bereits eine andere ›Waffe‹ in der Hand.

Es war mein Kreuz!

Mondlicht fiel vom Himmel, erwischte den silbernen Talisman und gab ihm einen geheimnisvollen Glanz. Der Zwerg hatte sich auf dem Boden herumgedreht und zusammengekrümmt. Er sah aus wie ein kleines Männchen in Rückenlage, und er schaute gegen das Kreuz, das aus meiner Faust hervorragte.

Seine großen, dunklen Augen bewegten sich, als er den Gegenstand sah. Unruhe und Angst flackerten in seinem Blick. Er pumpte sich auf und erweckte den Anschein, als wollte er wieder auf die Beine kommen. Ich befahl ihm, liegen zu bleiben.

Er gehorchte, also verstand er meine Sprache. Ich konzentrierte mich auf sein Gesicht. In der vom Mondlicht erfüllten Dunkelheit sahen die Gesichter der Zwerge irgendwie gleich aus. Man mußte schon sehr genau hinschauen, um Unterschiede und Einzelheiten feststellen zu können.

Dieser Zwerg hier sah noch ziemlich jung aus, obwohl sein Haar so hell glänzte. Ich konnte mir vorstellen, daß seine Verwandlung noch nicht lange zurücklag und war auch froh, als ich Karl Lechners Schritte hinter mir hörte.

Er war schnell da, blieb neben mir stehen, nickte und schluckte zugleich.

»Was ist?« fragte ich ihn.

»Den kenne ich.«

»Und?«

»Es war Albert. Er hat während der Saison im Roten Ochsen ausgeholfen. Er bediente und war auch in der Küche mit Hilfsarbeiten beschäftigt. Gestorben ist er vor einigen Wochen.«

»Danke, das wollte ich wissen.«

Lechner rieb sein Gesicht. »Er hat sich verändert«, flüsterte er. »Er ist ein anderer geworden, obwohl ich ihn noch erkennen kann. Sein Haar wurde weißer, aber er ist derselbe geblieben. Meine Güte, wie konnte das nur passieren?«

»Das werden wir gleich wissen. Kannst du reden?«

Albert grinste.

Ich brachte mein Kreuz näher an sein Gesicht heran. Die Wirkung war eindeutig. Er stöhnte auf, er schüttelte den Kopf, er wollte einfach nicht hinsehen.

Ich nickte zufrieden und fragte ihn: »Was wird wohl geschehen, wenn ich dich damit berühre, mein Freund?«

»Weg, weg!«

»Was?«
»Ich hasse es. Es ist ein Feind!«
»Gut, wer sagt das?«
»Das wissen wir. Es war schon damals ein Feind. Es will unsere Königin töten.«
»Königin?« echote ich und hob verwundert die Augenbrauen. Das war mir neu, und ich mußte nachhaken. »Wieso Königin? Wer soll eure Königin sein oder werden?«
»Die Frau… die nackte Frau, die wir gesehen haben. In dieser Nacht geschieht es. Da sind wir nicht mehr führungslos. Wir haben uns eine neue ausgesucht. Die andere ist tot, schon lange, seit sie…«
»Wie heißt sie?«
»Diablita!«
Es war eine Antwort, die mich schockierte. Über meinen Rücken rieselte die zweite Haut. Ich fühlte mich plötzlich unwohl, denn ich dachte an die Person mit dem Namen Diablita, die mir gut bekannt war, denn ich hatte sie bekämpft.
Es lag schon einige Jahre zurück, und es hatte sich auch auf einer anderen Zeitebene abgespielt. Da war ich auf magische Art und Weise in die Vergangenheit gereist, wo ich Hector de Valois getroffen hatte, den Mann, der in mir wiedergeboren war und der damals auch das Kreuz besessen hatte. Er hatte ebenso gegen Diablita gekämpft wie ich, und sie war damals die Königin der Zwerge gewesen.
Aber sie war vernichtet worden. Wieso konnte dieser Zwerg wieder von ihr sprechen?
»Wen hat er denn damit gemeint?« flüsterte Lechner, dem die ganze Sache nicht geheuer war.
»Warten Sie ab. Diablita?« hakte ich nach. »Es gibt sie nicht mehr. Sie ist tot, sie ist vernichtet. Diese Person war die Königin der Zwerge, sie kann nicht mehr zurückkehren.«
»Doch, doch!« stieß der Gnom hervor. »Sie kann es. Sie kann einfach alles.«
»In dieser Nacht?«
»Ja, so ist es.«
»Wer sollte sie holen?«
Albert schielte auf das Kreuz. In seinem Gesicht zuckte es. Der Anblick konnte ihm nicht behagen, das wußte ich, aber ich dachte nicht daran, es wieder einzustecken.
»Nun?«
»Keiner sollte sie holen. Ihr Körper existiert nicht mehr, aber ihr Geist ist da. Sie weiß von uns. Laurin hat die Zwerge verflucht, die ihm nicht treu genug waren. Er hat diesen Garten für sie geschaffen. Er hat sie zu Stein werden lassen, aber sie erwachten immer wieder und holten sich Nachschub. Jetzt sind wir genug, um Diablita dienen

zu können. In dieser Nacht wird sie kommen, noch in dieser Nacht, das schwöre ich euch, verflucht!«

»Der ist doch verrückt, Sinclair!«

Ich war nicht Lechners Meinung. Nein, das hörte sich zwar verrückt an, doch das war es bestimmt nicht. Ich konnte mir auch vorstellen, daß es eine gewisse Schicksalskonstellation mittlerweile gab, und daß eine bestimmte Person dabei die Hauptrolle spielte.

Ich sprach den Zwerg wieder an. »Es ist nicht die echte Diablita, oder irre ich mich?«

Er verengte die Augen, öffnete sie dann wieder. Seiner Reaktion entnahm ich, daß ich mich auf dem richtigen Weg befand. »Es wird die echte werden.«

»Aber durch eine neue.«

»Sie hat ihren Ruf gehört, da wußte sie genau, was sie tun mußte. Es stimmt alles.«

Ich nickte sehr langsam. »Ja, da magst du schon recht haben, mein Freund. Vielleicht stimmt auch alles, vielleicht auch nicht. Ich weiß es nicht genau. Aber ich möchte weiter raten. Die neue Diablita wird wieder ein Mensch sein, kein Geist, keine Dämonin, wie ich stark annehme. Oder etwa nicht?«

»Ja…«

»Stammt sie aus dem Dorf?« Der Zwerg grinste.

Da begriff auch Karl Lechner. Sein Stöhnen war ein Ausdruck des Leids, das über ihn gekommen war. Er hatte die Augen weit aufgerissen. Mit den Armen fuchtelte er durch die Luft, als wollte er irgendeinen Feind abwehren. »Das kann doch nicht stimmen, das ist ungeheuerlich! Das… das nehme ich nicht hin.«

»Hören Sie, Lechner…«

Er ließ sich von mir nicht beeinflussen. Bevor ich reagieren konnte, warf er sich vor. Er stürzte sich auf den Zwerg, der Albert hieß. Er wollte ihn hochreißen und zusammenschlagen, dabei brüllte er den Namen seiner Tochter so laut, daß seine Stimme bis zu den kahlen Felswänden schallte und dort gebrochen wurde.

Lechner entwickelte gewaltige Kräfte. Er riß den relativ schweren Zwergenkörper vom Boden hoch, schleuderte ihn herum und wuchtete ihn dann zu Boden.

»Du bist es gewesen!« schrie er, »du weißt Bescheid! Ich werde die Wahrheit aus dir herausprügeln, du…«

Ich schleuderte den Bürgermeister heftig zur Seite. Er rutschte auf dem glatten Boden aus und schlug der Länge nach hin. Sein wildes Keuchen schwang mir entgegen. Vor seinen Lippen dampfte der Atem. Selbst bei diesem Licht sah ich, daß seine Augen blutunterlaufen waren. Der Mann hatte einfach die Kontrolle über sich verloren.

In sein Keuchen hinein lachte der Zwerg. Er hatte sich aufgerafft und

wollte fliehen.

Ich stoppte ihn, denn ich stellte mich breitbeinig vor ihn und bedrohte ihn mit der Waffe.

Es sah ulkig aus, aber es war gefährlich, wie sich die beiden unterschiedlich großen Personen gegenüberstanden. Zudem trug ich noch die Beretta.

Albert lachte. »Du wirst es nicht verhindern können!« keuchte er. Triumph schwang in seiner Stimme mit. »Diablita hat den neuen Körper gefunden. Sie ist bereits unterwegs. Wir werden wieder eine neue Königin haben, darauf kannst du dich verlassen. Ja, sie ist unsere Anführerin und keine andere.«

»Ist es Trudi!«

»So heißt sie nicht mehr!« keuchte er. »Sie heißt jetzt…«

Er brach ab. Etwas Großes, Schwarzes flog auf ihn zu. Ich hörte gleichzeitig den Schrei und wußte auch, daß ich einen großen Fehler begangen hatte.

Der große Stein traf das Gesicht des Zwergs. Lechner hatte verdammt gut gezielt, und der Stein war so schwer und auch ziemlich groß, schon ein kleiner Felsblock.

Alberts Kopf wurde zerschmettert. Ein anderer Zauber hatte ihn getroffen, er bestand nicht mehr aus dem harten Stein, er war verletzbar.

Keuchend und mit hängenden Armen stand Karl Lechner in der Nähe. Er glotzte den Toten an.

Speichel rann aus seinem offenen Mund, und dieser Fluß wurde von einem heftigen Nicken begleitet. »Er hat meine Tochter in der Hand gehabt. Er hat genau gewußt, daß ich… daß ich… verflucht, es ist…«

Er brach seine wilden Reden ab, weil ich auf ihn zuging. Dicht vor ihm blieb ich stehen und schüttelte den Kopf. »Das hätten Sie nicht tun sollen, Lechner.«

Sein Arm schnellte vor. Er deutete auf das zerstörte Etwas am Boden. »Verdammt, was sagen Sie da? Warum hätte ich es nicht tun sollen? Warum denn nicht?«

»Weil er noch mehr erzählt hätte.«

»Aber es reicht doch!«

»Nein, es reicht nicht. Wir wissen nur, daß eine Dämonin Besitz von Ihrer Tochter ergriffen hat. Wir wissen aber nicht, was sie in dieser Nacht noch vorhat.«

Lechner taumelte zurück. Dabei hätte er sich fast auf den Hosenboden gesetzt. Er wischte über seine Stirn. »Ich… ich… habe daran nicht gedacht.«

»Leider.«

»Aber Albert war kein Mensch mehr!« versuchte er sich zu verteidigen. »Das wissen Sie doch selbst. Er ist zu einem Monstrum

geworden, zu einem giftigen Gnom, zu einem widerlichen Zwerg, der Menschen tötet, wenn es ihm in den Kram paßt.«

»Das stimmt.«

»Und dann machen Sie mir Vorwürfe, einem Vater, der seine Tochter verloren hat?!«

»Dabei bleibe ich auch, weil es einzig und allein um die Sache geht. Verstehen Sie das nicht?«

»Nein.«

Ich schaute ihn mit einem Blick an, der alles oder nichts besagte. Dabei fragte ich mich, ob es überhaupt Sinn hatte, mit ihm weiter über gewisse Dinge zu reden. Er würde sie nicht begreifen wollen oder begreifen können. Das lag einfach auf der Hand. Welcher Vater konnte schon akzeptieren, daß der Körper seiner Tochter vom Geist einer dämonischen Person besessen war?

Ich hätte wahrscheinlich auch mehr aus dem Gefühl heraus gehandelt, da konnte ich ihn schon verstehen.

»Wissen Sie denn jetzt mehr?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, nicht viel. Aber ich weiß, daß die von Laurin verfluchten Zwerge jetzt eine neue Königin gefunden haben. In Trudi ist ein verdammt böser Geist hineingefahren. Ich kenne diese Diablita, ich habe gegen sie gekämpft. Ihr Körper ist vernichtet, aber ihr Geist nicht. Der hat genau gewußt, was er tat, der hat lange genug gewartet, ihm war dieser Zwergengarten oder meinetwegen auch Friedhof sehr wohl bekannt. Und ich bin fest davon überzeugt, daß sie noch in dieser Nacht etwas unternehmen wird.«

»Was denn?«

»Sie wird ihre kleine Armee sammeln.«

»Kleine Armee«, wiederholte er und schaute sich um. Lechner fühlte sich unbehaglich. Er strich dabei über seine Brust, als wollte er den Herzschlag kontrollieren.

»Wozu denn sonst ist sie verändert worden? Diese Zwerge sind gefährlich. Sie und Diablita brauchen einen Stützpunkt. Ich kann mir sehr gut vorstellen, daß er ganz in der Nähe liegt. Sie werden ihn einnehmen, darauf können Sie sich verlassen.«

Lechner hatte sich soweit gefangen, daß er auch nachdenken konnte. Er schlich auf mich zu und senkte seine Stimme. »Soll das etwa heißen, daß die Zwerge und meine Tochter nach Glatsch kommen werden?«

»Damit müssen Sie rechnen.«

»Und dann?« Er leckte über seine Lippen. »Was geschieht dann?«

Ich grinste ihn schief an. »Überlegen Sie mal, Lechner, was geschehen könnte. Wäre es nicht möglich, daß die Zwerge so reagieren, wie es eine normale Truppe tut, wenn sie einen Ort besetzt. Sie werden es mit Gewalt versuchen, und ich kann mir vorstellen, daß es noch in

dieser Nacht mehrere Zwerge geben wird. Es tut mir leid, Ihnen das sagen zu müssen, aber es geht nicht anders. Sie und ich, wir müssen den Tatsachen ins Auge sehen, und wir müssen versuchen, etwas dagegen zu tun.«

Ich wußte nicht, ob er mir überhaupt zugehört hatte. Jedenfalls schaute er zur Seite, seine Wangen und die Haut am Hals bewegten sich, als er schluckte, dann hob er die Schultern. »Wissen Sie denn keinen Rat, Herr Sinclair?«

»Keinen guten.«

»Dann sagen Sie's den anderen«, flüsterte er bittend.

»Es muß uns gelingen, sämtliche Dorfbewohner an einem bestimmten Ort zu sammeln. Ich kenne das, ich habe es nicht zum erstenmal durchgeführt. Das ist die einzige Chance.«

»An welch einen Ort denken Sie da?«

»Die Kirche wäre nicht schlecht.«

Er nickte. »Ausgerechnet jetzt ist der Pfarrer nicht da. Er hätte uns bestimmt helfen können.«

»Wo ist er denn?«

»Weg. In Urlaub gefahren. Zum erstenmal seit Jahren. Auch ein Mann der Kirche braucht mal Ruhe.«

»Da haben Sie recht.«

»Aber es wird kaum gehen«, flüsterte er. »Wie wollen Sie den Leuten denn erklären, daß die Zwerge den Ort überfallen werden und daß sie dabei von meiner Tochter Trudi, die nun jeder kennt und schätzt, noch angeführt werden?«

»Das wird allerdings ein Problem sein«, gab ich zu.

»Ja, man wird uns nicht glauben. Die Leute werden Sie auslachen, wenn Sie ihnen das erzählen. Die… die halten Sie für verrückt, trotz allem, was da vorgefallen ist. Trotz der Leichen, der veränderten Toten, der Personen, die…«

»Schon gut«, sagte ich. »Sie sehen also keine Chance.«

»Nicht in der Kürze der Zeit. Wenn es noch Tage dauern würde, dann schon. Dann hätte ich mit jedem einzelnen aus dem Ort gesprochen, aber so wird es kaum klappen.«

Ich mußte ihm da recht geben.

Dann schaute ich zurück.

Mein Blick streifte durch eine nächtliche Gebirgslandschaft, die mit zahlreichen Schatten gefüllt war. Zudem mit dunklen Hängen, mit mächtigen Felsen, mit hohen Bergen, Matten und auch dichten Wäldern, die auf den Hängen wuchsen und deren Bäume ihr Wurzelwerk auch manchmal in den Fels gekrallt hatten.

Was war zu tun?

»Ich würde es auch nicht schaffen, sie alle aus dem Ort fliehen zu lassen«, sagte der Bürgermeister.

»Auch dabei würden sie mir kaum glauben. Das ist alles so furchtbar, wenn Sie verstehen. Wir… wir sind allein. Ich sehe keine Chance.«

»Doch.«

»Welche denn?«

»Ihre Tochter Trudi.«

Er duckte sich und ging einen Schritt zurück. Dabei verengten sich seine Augen. »Moment mal, Sinclair, wie meinen Sie das denn genau? Was hat meine Tochter Trudi damit zu tun?«

»Sie führt die Zwerge an.«

»Und weiter?«

»Soll ich das Wort ausschalten benutzen?«

Er schwieg. »Das heißt… das heißt«, keuchte er nach einer Weile, »Sie würden Trudi auch töten?«

Ich gab ihm keine direkte Antwort. »Gehen Sie davon aus, daß es nicht mehr Trudi ist. Sie mag zwar so aussehen wie Trudi, aber in ihr wird eine andere Person stecken. Und der Geist ist noch immer wichtiger als der Körper.«

»Dann müßten Sie ihn vernichten.«

»Stimmt.«

»Und was würde dann mit Trudi geschehen?«

Die Frage brachte mich in die Zwickmühle. Ich konnte ihm keine konkrete Antwort geben. Ich konnte ihm auch nicht bestätigen, daß Trudi überleben würde. Alles war kompliziert und mußte sich erst einmal entwickeln. Im Ort selbst würden wir dann weitersehen.

»Warum sagen Sie nichts, Sinclair?«

»Weil ich kein Hellseher bin.«

Lechners Lippen bewegten sich. Ich wußte nicht, ob er grinste oder etwas sagen wollte. »Klar, ich habe begriffen. Ich habe Sie verstanden. Sie wollen mir nichts sagen. Sie wollen, verdammt noch mal, Ihr Maul halten, um mich nicht zu beunruhigen. Ist das so?«

»Wenn Sie es so sehen, streite ich es nicht ab.«

Durch den weit geöffneten Mund holte er Luft. »Das ist doch eine verfluchte Scheiße. Ich komme mir vor, als hätte man mich in einen Sack gesteckt, der samt Inhalt zur Verbrennung geschleift wird. Das ist nicht mehr zu fassen, das ist…«

»Wir werden gehen.«

»Ändert das etwas an den Tatsachen?«

»Nein, doch wir können sie aus einem anderen Blickwinkel betrachten.« Ich blickte auf meine Uhr.

Bis Mitternacht hatten wir noch genügend Zeit. Ich ging einfach davon aus, daß zuvor nichts geschehen würde. Wenigstens nichts, was Menschen gefährlich werden konnte.

***

Es war schon der dritte scharfe Schnaps, den Lechner in seine Kehle kippte. Er brauchte das Zeug einfach, hatte er gesagt und stellte das Glas mit einem lauten Geräusch auf den hölzernen Kuchentisch, an dem auch seine Frau Margot saß.

Von deren Gesicht war nicht viel zu sehen. Sie hatte es hinter den Handflächen versteckt und weinte. Ab und zu hörte ich ihr Schluchzen, ihre Schultern zuckten oft, und manchmal schüttelte sie auch den Kopf, ohne die Hände dabei vom Gesicht wegzunehmen.

Wir hatten ihr die brutale Wahrheit nicht verschwiegen. Sie mußte einfach eingeweiht werden, um später nicht noch schlimmere Überraschungen zu erleben.

Sprechen konnte sie nicht, nur weinen. Als sie dann die Hände sinken ließ, war ihr Gesicht gerötet.

Flecken lagen auf der Haut, und sie griff zu einem Taschentuch, um sich die Nase zu putzen. Der Schock über das Schicksal der Tochter hatte sie tief getroffen und sie um Jahre altern lassen.

Ihre Hände fuhren jetzt über die Tischplatte hinweg, sie steckten voller Unruhe und waren durch diese Gesten das genaue Spiegelbild ihrer Seele. Daß die Last, die auf uns alle drückte, mehr als furchtbar war, konnte niemand abstreiten, und auch der Bürgermeister wußte keinen anderen Rat, als noch einen vierten Schnaps zu trinken.

»Sie sollten damit aufhören«, warnte ich ihn.

»Das bestimme noch immer ich. Sie haben doch versagt. Außerdem kann ich viel vertragen.«

»Kann sein, aber…«

»Hören Sie auf.«

Ich fühlte mich ebenfalls hilflos. Ich ging davon aus, daß sie kamen, in diesem Fall jedoch war eine erkannte Gefahr keine halbe Gefahr, weil wir einfach nicht über die richtigen Mittel verfügten, um diese Brut zu stoppen. Außerdem wußte ich nicht, wie stark Trudi mittlerweile geworden war. Sie war bestimmt nicht mehr der Mensch, als den wir sie kennengelernt hatten.

In ihr steckte der Geist der Diablita, und gerade sie gehörte zu den bösen und gefährlichen Dämonen, die es geschafft hatten, ihren Geist überleben zu lassen, womit ich auch nicht hatte rechnen können. Aber man wird immer wieder mal getäuscht.

Ich kam mir sowieso vor wie jemand, der zwischen zwei Welten hin- und herirrt.

Auf der einen Seite saßen wir in der Küche des Lechnerschen Hauses, die im alpenländischen Stil eingerichtet war. Mit schmucken Holzmöbeln, auch mit einer Holzdecke und derartigen Verkleidungen, daß die modernen Geräte darin kaum auffielen. Vorhänge schmückten die Fenster. Kleine Gardinen hingen vor den Scheiben, auf einem Bord stand ein großer Adventskranz, verziert mit bunten, breiten Schleifen.

Aus dem Grün der Tannen schauten vier dicke, gelbe Wachskerzen hervor. Die Lampe an der Decke besaß einen bunten Stoffschirm, der durch ein kleines Gitter aus Metallstäben gehalten wurde. Das Licht streute sehr warm und gemütlich in die Küche hinein und reichte uns auch aus.

Auf der anderen Seite aber lauerte diese andere, diese gefährliche und kaum faßbare Welt der alten Magie, in die die Zwerge hineingeraten waren, um dann von den Kräften des Bösen besessen zu werden. Angeführt von der neuen Diablita, würden sie gnadenlos morden, wenn es in ihren Kram hineinpaßte. Sie würden keine Rücksicht kennen und dafür Sorge tragen, daß sich der alte Steingarten mit immer neuen unheilvollen Figuren füllte, denn Platz genug war dort.

Immer wieder packte mich die Zwangsvorstellung, durch den Garten zu gehen und all die Bewohner, die ich jetzt noch lebend kannte, als versteinerte Zwerge dort stehen zu sehen. Dann waren die Bewohner dieses Dorfes auf magische Art und Weise verlagert worden. Und wer dabei nach einer Erklärung suchte, konnte von mir kaum etwas zu hören bekommen. Vielleicht wollte er sie auch nicht akzeptieren, denn bisher wußten nur wir drei von der Gefahr.

Lechner hatte sich hingesetzt. »Sie denken nach, Sinclair, wie?«

»Ja.«

»Haben Sie eine Lösung gefunden?«

»Leider nicht.«

»Soll ich immer noch gehen und versuchen, die anderen Bewohner zu warnen?« Er lachte rauh. »Sie werden mich für einen Spinner halten. Für einen Alpen-Gulliver, der ihnen irgendeinen Mist erzählen will.«

»Daß die Zwerge eine Tatsache sind, wissen auch die anderen«, gab ich zu bedenken.

»Klar. Und weiter?«

»Auch über den steinernen Garten sind sie informiert.«

»Legende, nur Legende…«

Ich hob die Arme und breitete sie aus. »Das mag schon stimmen. Wir müssen sie nur davon überzeugen, daß diese Legende durchaus der Wahrheit entspricht.«

»Nein, Sinclair, das klappt nicht. Keiner wird uns Trudis neue Rolle abnehmen.«

Als Margot Lechner den Namen ihrer Tochter hörte, schaute sie auf. »Trudi?« flüsterte sie. »Meine Güte, sie muß gerettet werden. Ihr… ihr müßt etwas für sie tun.«

»Das geht nicht mehr. Sinclair hat dir doch gesagt, daß sie von einem bösen Geist besessen ist und wahrscheinlich nicht mehr auf ihren alten Namen hören wird. Sie ist jetzt Diablita, die Königin der Zwerge und Gnome.«

Frau Lechner schaute mich aus ihren verweinten Augen an. »Stimmt das, Herr Sinclair?«

»Ihr Mann hat recht.«

»Nein«, sagte sie hastig. »Nein und abermals nein. Das glaube ich nicht. Wenn ich Trudi gegenüberstehe, wird sie erkennen, daß ich ihre Mutter bin. Verstehen Sie, Herr Sinclair? Sie wird sich wieder an die alten Zeiten erinnern. Die elterlichen Bande sind sehr stark, das können Sie mir glauben. Ich sage Ihnen, daß es so nicht eintreffen wird, Herr Sinclair.«

»Was macht Sie denn so sicher?«

»Das Verhältnis von Mutter und Tochter!«

Ich wiegte den Kopf. Hatte es Sinn, ihr dämonische und magische Zusammenhänge zu erklären?

Nein, das glaube ich nicht. Margot hätte sie nicht begriffen. Es war einfach nicht möglich, einen Menschen, der bisher nicht mit okkulten und anderen rational nicht erklärbaren Phänomen in Kontakt gekommen war, dies alles innerhalb kurzer Zeit darzulegen.

Karl Lechner nickte. »Ja, Sinclair, ja, das muß klappen. Meine Frau hat recht. Das wird auch so sein. Da können Sie sagen, was Sie wollen. Wir werden dem Unheil mit elterlicher Liebe begegnen. Etwas anderes kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Schön, daß Sie davon überzeugt sind. Eine Frage gestatten Sie mir doch, Herr Lechner.«

»Klar.«

»Wie wollen Sie das anstellen? Haben Sie sich darüber schon einmal Gedanken gemacht?«

Er schaute mich an, als wäre ich derjenige, der ihm eine Antwort zu geben hatte.

»Nun?«

»Nein, eigentlich nicht«, stotterte er. »Aber ich denke, daß Trudi zu uns kommen wird«

»Schön. Dann werden Sie also mit ihr reden.«

»Und ob.«

»Sie sind auch sicher, daß sie mit sich reden läßt?«

»Klar.«

»Dann wünsche ich Ihnen viel Glück.«

Lechner überlegte einen Moment. Plötzlich sprang er auf. »Verdammt noch mal, was wollen Sie mir eigentlich da alles einreden? Meinen Sie, ich hätte unrecht?«

»Das kann ich nicht sagen. Ich aber würde mich darauf nicht verlassen.«

»Mist!« Er fluchte und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. Das leere Schnapsglas fiel um.

»Worauf denn?«

Ich stand ebenfalls auf und hob die Jacke von der Stuhllehne. »Ich weiß es noch nicht. Ich muß erst die genaue Lage abwarten, dann erst kann ich Ihnen mehr sagen.«

Zischend stieß er den Atem aus. »Das ist eine verfluchte Zwickmühle, Sinclair. Sie verlangen…«

»Ich verlange gar nichts von Ihnen. Wissen Sie, was am besten ist? Bleiben Sie hier im Haus. Verriegeln Sie die Türen und auch die Fenster. Lassen Sie keinen ein, auch Ihre Tochter nicht. Und denken Sie immer an die Zwerge.«

Ich ging auf die Tür zu. In der kleinen Diele holte er mich ein. »Was wollen Sie denn jetzt tun, zum Teufel?«

Ich drehte mich langsam herum. »Nach draußen gehen, Herr Lechner. Ich werde mich umschauen. Ich möchte sie sehen, wenn sie das Dorf betreten.« Ich drehte mich um, weil ich die Haustür öffnen und ins Freie treten wollte.

Das war ein Fehler.

Ich hatte ihn unterschätzt. Welchen Gegenstand Lechner nahm, konnte ich nicht sehen. Er war aber hart, so hart, daß bei mir die Lichter ausgingen, als er meinen Nacken erwischte.

Ich merkte noch, wie ich nach vorn flog, gegen die Tür geworfen wurde und nach unten sackte.

Dann hatte ich erst einmal Sendepause…

***

Dunkelheit. Nur der Mond und die Sterne spendeten Licht. Es floß über die Berge hinweg, verlieh dem Eis der Gletscher einen matten Glanz, strahlte auch gegen die langen Hänge und überdeckte diese mit einem silbrigen Schimmer.

Romantik, wie sie dem Komponisten Weber vorgeschwebt haben mochte, als er seine Oper ›Der Freischütz‹ komponierte und dabei an die Szene in der Wolfsschlucht dachte.

Hinzu kam die Stille.

Sie schien von den Schatten auszugehen, die sich an den Rändern der Almen und Hänge ausgebreitet hatten wie die Grüße einer anderen Welt.

Ein fast zärtlicher Wind strich über die Berge hinweg und streichelte das Gelände, als wollte er die dunkle Landschaft mit seinem Segen übergießen.

Eine wundersame Stille hatte sich ausgebreitet. Kein Vogel sang mehr, keine fremden Geräusche durchbrachen die Ruhe, und der Himmel sah aus wie ein blankgefegter dunkler Teppich, den jemand durchlöchert hatte, damit das hinter ihm liegende Licht an zahlreichen Stellen durchschimmern konnte.

Die Ruhe der Nacht, die Stille einer winterlich erstarrten Bergwelt.

So hätte es normalerweise jeder sehen müssen, aber es stimmte nicht.

Es war nicht die Stille allein, die diese Landschaft bedeckte. Es war noch etwas anderes da, das nur dann gehört oder gesehen werden konnte, wenn man eingeweiht war.

Bewegungen…

Hier und da zuckten sie auf. Änderten sich, veränderten sich auch. Waren mal schnell, dann wieder vorsichtig. Glitten über die Hänge hinweg in Richtung Tal, warteten unterwegs, lauerten, duckten sich, glitten anschließend weiter.

Eine Vorhut aus schnellen, kleinen Gestalten bildete die Führung. Drei, vier Zwerge, mehr waren es nicht.

Sie huschten über den Hang, nachdem sie den Hügel hinter sich gelassen hatten. Sie waren schnell, duckten sich trotz ihrer Größe noch zusammen, denn sie wollten nicht gesehen werden. Sie haßten irgendwelche Beobachter, sie wollten keine fremden Augen in ihrer Nähe wissen und sie erst akzeptieren, wenn sie am Ziel waren.

Große Köpfe wuchsen auf kleinen Gestalten mit stämmigen Armen und Beinen. Immer wieder schauten sie sich an, gaben sich Zeichen, stießen sich ab, huschten weiter, sprangen geschmeidig über Hindernisse hinweg und beobachteten immer nur die Stellen, die genau vor ihnen lagen. Ab und zu stießen sie gegen Steine, die nicht so fest im Boden verankert waren. Dann bekamen sie Druck, kollerten und rollten die freie Fläche hinunter, wobei sie mehr Fahrt bekamen, in unregelmäßigen Abständen hochsprangen, bis sie irgendwo unten liegenblieben.

Es waren auch die einzigen Geräusche der kleinen Vorhut. Die anderen Zwerge hielten sich lieber dort auf, wo sie war.

Sie, die Königin, ihre Diablita!

Trudi Lechner war nicht mehr die gleiche geblieben. Sie war auch nicht mehr nackt. Sie trug ein langes, gewandähnliches Kleid aus dunklem Stoff, der mit hellen Fäden durchwoben war. Sie sahen aus wie lange, dünne, goldene Streifen und reichten vom Halsausschnitt hinab bis zum Saum des Kleides.

Die meisten Zwerge hielten sich in ihrer unmittelbaren Nähe auf. Einem Beobachter hätte der Vergleich mit dem Märchen ›Schneewittchen‹ in den Sinn kommen können, aber dies stimmte überhaupt nicht.

Schneewittchen war eine junge Frau gewesen, die Tugenden wie Unschuld, Reinheit und auch Schönheit in sich vereinigte.

Das traf auf Diablita nicht zu.

Eine gewisse Schönheit konnte ihr zwar nicht abgesprochen werden, doch gleichzeitig strahlte sie eine Kälte aus, die einen Beobachter hätte frieren lassen können.

Ihr Gesicht wirkte kalt wie aus Porzellan hergestellt. Es war

abweisend und glatt. Nur die Augen lebten, doch auch sie strahlten keine Wärme aus. Der Geist der anderen hatten sie verändert. Sie wirkten pupillenlos, flach, schienen aus Glasplättchen zu bestehen.

Hinzu kam das blasse Gesicht, das dunkle Haar, ein Mund, bei dem die Lippen einen Strich bildeten, und ein kleines, aber energisch nach vorn gerecktes Kinn.

Sie brachte die Kälte, sie brachte die Furcht mit und letztendlich auch den Tod.

Niemand würde sie und ihre Zwerge aufhalten können. Den Garten hatten sie hinter sich gelassen, auch die kleinen Hügel. Jetzt lag nur mehr der relativ flache Hang vor ihnen, der am Grund des kleinen Tals endete, in dem verstreut die Häuser des Ortes Glatsch lagen, und wo auch die Menschen lebten, einfach nur die Opfer, denn Diablitas Armee sollte stärker, viel stärker werden.

Sie freute sich darauf. Sie dachte in anderen Kategorien. In ihr steckte der Drang nach Macht und auch die Überzeugung, daß sie es schaffte, jedes Hindernis aus dem Weg zu räumen.

Nichts würde sie noch aufhalten können. Manchmal, wenn die Zwerge, die vor ihr gingen, sich drehten, um sie anzuschauen, dann spürte sie den Respekt und die Ehrfurcht, die ihr entgegengebracht wurden, weil sich die kleinen Gestalten immer wieder verneigten, als müßten gerade sie ihr die besondere Anerkennung dafür aussprechen, daß sie jetzt die große Anführerin war. Trudi/Diablita nahm es gelassen hin. Allerdings störte sie sich daran, daß es noch zu wenige Begleiter waren. Dies allerdings würde sich ändern, und zwar sehr bald schon.

Sie blieb stehen.

Noch war ihr Blickwinkel günstig. Sie schaute gegen den kleinen Ort, dessen Häuser ihr vorkamen, als wollten sie sich vor der Finsternis der Nacht zusammenducken.

Sie sah die Lichter hinter den Scheiben und dachte daran, daß dort Menschen lebten.

Jedes Licht bedeutete ein Opfer.

Nachschub für den Garten und gleichzeitig etwas, das ihre Macht stärkte. In diesem Bewußtsein ging sie weiter, getrieben von einem bösen Geist, der endlich einen Gastkörper gefunden hatte…

***

Das Bild sah aus, als wären unterschiedliche Farben ineinander gemalt worden, wobei sie zumeist einen dunklen Ton behalten hatten. Die Farben bewegten sich, sie liefen ineinander, sie zogen sich auch mal zurück, so daß sie neue Motive bilden konnten, wobei sie allerdings ein helleres Zentrum besaßen.

Und dieser Mittelpunkt konnte sprechen.

Ich hörte die Laute, die Geräusche, dachte darüber nach, was es sein könnte, bis mir einfiel, daß es nur eine Stimme gewesen war, die zu mir sprach.

So redete ein Mann…

Ich wollte die Augen öffnen, oder waren sie schon offen? So genau konnte ich das nicht sagen, denn ich hatte den Eindruck, als wären sie von Leimfäden verklebt.

Verdammt auch…

Der Mann sprach weiter. Je mehr Zeit verging, um so besser konnte ich ihn verstehen. Zumindest hörte ich die Hektik aus seiner Stimme und verstand auch einige Worte.

Er sprach von seiner Tochter, seiner Familie und einem verfluchten Polizisten.

Als ich mir die Dinge zusammenreimte, kehrte auch mein Erinnerungsvermögen zurück. Und das war nicht eben positiv für mich, denn ich erinnerte mich zuerst daran, daß man mich niedergeschlagen hatte. Heimtückisch, bösartig. Ein Mann, dem ich vertraut hatte, zeichnete sich dafür verantwortlich.

Mir fiel auch wieder dessen Name ein.

Karl Lechner!

Es war seine Stimme, die ich hörte, und es war seine Gestalt, die sich plötzlich aus dieser Soße hervorschälte und dicht an mich herantrat.

Nun erst merkte ich, daß ich auf einem Stuhl hockte. In meinem Genick tobten noch kleinere Zwerge. Nur hatten diese sich bewaffnet und waren dabei, mit all ihren kleinen Hämmern und Hacken in meinem Nacken herumzuwühlen. Sie wollten immer fester und härter zuschlagen, sie wollten mich daran erinnern, daß ich wieder einen verfluchten Fehler gemacht hatte.

Aber die Schmerzen dicht oberhalb der Stirn strahlten aus einem anderen Grund aus.

Eine Hand hatte sich in meine Haare gewühlt und den Kopf nach hinten gedrückt.

Ich wollte die Arme heben, um die Hand zu packen, das gelang mir nicht. Ich bekam sie einfach nicht weg und stellte mit Entsetzen fest, daß man mich gefesselt hatte.

Ich saß auf dem Stuhl. Von Stricken umgeben. Gefesselt. Ohne mich rühren zu können.

Fast schon lächerlich.

»Hör zu, Polizist, du bist doch wach!«

Ja, ich war wach, aber noch nicht richtig da. Es fiel mir auch schwer, meine Augen voll zu öffnen, um in das Gesicht schauen zu können, das jetzt dicht vor mir schwebte.

Es gehörte Karl Lechner!

Er hielt mich auch an den Haaren gepackt und hatte mir den Kopf

nach hinten gedrückt.
Sehr klar sah ich ihn jetzt.
Er grinste.
Böse, wissend und gemein. Dann nickte er mir zu, bevor er mich ansprach. »Ich hasse es, Sinclair, wenn mir jemand sagen will, daß er meine Tochter erschießt. Hast du gehört? Ich hasse es.«
»Ja, ja… ich weiß.«
»Dann ist es gut.« Er ließ mich los und stieß meinen Kopf wieder zurück.
Erneute Schmerzexplosionen rasten durch meinen Schädel. Ich fühlte mich verdammt elend, überhaupt nicht in Form und wußte auch nicht, ob sie jemals wiederkehren würde.
Tief und gleichzeitig schnell holte ich Luft. Mein Blick war gegen die Decke gerichtet, die mir nicht mehr glatt und hell vorkam, sondern sich in ein Meer verwandelt hatte, das unter großen Wellenbewegungen auf- und niederschlug.
»Hund, du!«
»Hör doch auf, Karl. Du kannst den Mann nicht so quälen. Himmel, was bist du nur für ein Mensch!« Es war Margot Lechners Stimme, die ich hörte. Demnach mußte sie sich ebenfalls in der Küche befinden, obwohl ich sie nicht sah.
»Halte du dich da raus. Das ist meine Sache, allein meine Sache. Verstehst du das?«
»Aber…«
»Halte deinen Mund! Denk daran, was dieser Hundesohn mit unserer Tochter vorhatte.«
»Hat er es denn gesagt?« Ihre Stimme zitterte.
»Nein, nicht direkt. Aber du kennst doch die Bullen. Für die gibt es nur eine Lösung.«
Ich hörte zu und versuchte dabei, mich nicht darauf zu konzentrieren, sondern nur auf mich selbst.
Ich mußte wieder zu Kräften kommen, um dann zu versuchen, die Fesseln zu lösen, auch wenn sie noch so hart meinen Körper umspannten.
»Und was willst du mit ihm machen?«
»Das wird er schon sehen!«
Margot war zäh, ließ nicht locker. »Was, Karl, hast du mit ihm vor? Du willst ihn doch nicht töten?«
»Auch das würde ich!« knirschte er.
Ich hatte den Kopf etwas nach rechts gedreht. Margot stand am Küchentisch. Sie hatte die Hände ineinander verdreht. Ihr Blick glitt gegen die Decke, als wäre dort ein Stück Himmel, das sie anflehen konnte. »Meine Güte, das ist ja schlimm. Du bist wie ein… wie ein…«
»Sag es nur!«

»Der Herrgott wird dich strafen!«

Karl Lechner brüllte auf vor Lachen. Als er sich wieder beruhigt hatte, fragte er: »Welcher Herrgott denn, verdammt? Gibt es überhaupt einen Herrgott?«

»Ja, du weißt selbst…«

»Nein, für mich nicht mehr. Der ist in dieser verdammten Nacht gestorben, verschwunden. Man hat uns schon jetzt die Tochter genommen, und man will sie uns auch endgültig nehmen, wenn es nach diesem Polizisten da geht. Begreifst du das denn nicht?«

»Bitte, Karl, versündige dich nicht. Tu es nicht. Mir zu Gefallen. Es wird alles so kommen, wie es kommen muß. Das weißt du, das weiß ich. Deshalb bitte ich dich…«

Er stürzte auf seine Frau zu. Den rechten Arm hoch. Es sah so aus, als wollte er sie schlagen.

Margot zuckte zurück. Gleichzeitig hörte er meinen scharfen Ruf. »Lassen Sie das, Lechner!«

Der Mann erstarrte. Sein Arm blieb in der Luft hängen. Dann sank er langsam nach unten. »Ach nein, der Bulle. Hast du denn auch schon was zu sagen? Hier in meinem Haus bestimme ich, wo es langgeht.« Er zerrte meine Beretta aus dem Hosenbund, kam auf mich zu und drückte mir die Mündung gegen das Kinn. »Weißt du nun Bescheid, Polizist? Ich habe hier das Sagen, und ich werde mit dieser verfluchten Brut fertig. Sie wird nicht an mich herankommen, das schwöre ich dir. Und, wenn es trotzdem geschieht, dann weiß ich, wie ich mich wehren kann. Dann werde ich ihr dich als Opfer vor die Füße schleudern. Hast du genau gehört, Bulle? Du wirst geopfert, aber nicht meine Trudi.«

Er zog die Waffe zurück, ging einen kleinen Schritt nach hinten, blieb stehen, starrte mich schwer atmend an.

Der Bürgermeister stand unter einem immensen inneren Druck. Bei seiner Psyche war das Innere nach außen gedreht worden. Bei ihm lag blank, was nur blank zu legen ging. Die Angst in den Alpen war auch über ihn gekommen und hatte ihm den Sinn für die Realität genommen. Auf mich wirkte der Bürgermeister wie ein von einem bösen Geist besessener Mensch in all seinem Schrecken.

Sein Haß strahlte mir entgegen,, das Gesicht war verzogen, der Mund stand offen. Wie bei einem Raubtier wehte aus ihm der heiße Atem. Ich wußte, daß ich mit Worten zu diesem Zeitpunkt nichts erreichte. Deshalb sprach ich ihn auch nicht an. Ich wollte warten, bis er sich soweit beruhigt hatte, daß er sich halbwegs normal bewegte.

Das aber konnte dauern.

Auch Margot Lechner sagte nichts mehr. Sie saß am Küchentisch und hielt den Kopf gesenkt. Dabei starrte sie auf ihre zum Gebet gefalteten Hände.

»Wie spät ist es?« fragte ich.
Lechner grinste: »Für dich fast zu spät.«
»Seien Sie vernünftig.«
»Das bin ich«, sagte er und ließ mich wieder in die Waffenmündung blicken. »Ich bin sogar sehr vernünftig, und ich weiß genau, was ich zu tun habe.«
»Da bin ich mir nicht sicher.«
»Halt dein Maul, Sinclair. Halt nur deine verdammte Schnauze! Du hast uns doch alles eingebrockt, kein anderer. Du bist es gewesen, und du wirst dafür zahlen. Auch wenn meine Tochter verändert ist und der Geist einer anderen in ihr steckt, so würde es mich interessieren, was sie dann wohl mit dir anstellt, wo du doch ihr verdammter Feind gewesen bist. Nun, was macht sie dann wohl?«
»Das weiß ich nicht.«
»Aber ich, Sinclair!« flüsterte er, »aber ich. Sie wird dich vernichten, sie wird dich nicht mehr haben wollen, doch wir, ihre Eltern, werden uns mit ihr arrangieren.«
Das war seine Meinung, und die war falsch. Nur hatte es keinen Sinn zu versuchen, ihn vom Gegenteil zu überzeugen. Er würde nichts akzeptieren, gar nichts.
Er drehte sich um. Die Schnapsflasche stand noch immer an ihrem Platz. Diesmal kippte er das Zeug nicht erst ins Glas, Er trank direkt aus der Flasche und schaute mich dabei von der Seite her an. Als er sie absetzte, umzuckte ein kaltes Grinsen seine Lippen. »Was ist, Sinclair? Das gefällt dir wohl nicht - oder?«
»Ich bin nicht Sie.«
»Zum Glück nicht. Aber ich habe meine Angst überwunden. Ich werde kämpfen, und ich werde der einzige sein, dem die verdammten Zwerge nichts tun. Alle anderen im Dorf können heulen und mit den Zähnen knirschen, hier aber stoppen sie.« Er zog wieder die Beretta. »Außerdem habe ich Sie noch. Ich kann auch schießen, Bulle. Und wenn die Zwerge mir zu nahe auf den Pelz rücken, dann knalle ich sie ab.«
»Hör doch auf, Karl!« rief Margot Lechner. »Bitte, du darfst nicht so reden.«
»Was willst du denn, verdammt?«
»Ich will, daß es keine Toten gibt. Weder Menschen noch Zwerge. Ich will, daß wir alle gerettet werden. Nicht mehr und nicht weniger. Ist das denn zuviel verlangt? Wir haben nun mal nur dieses eine Leben. Ich will es nicht wegwerfen.«
»Hör auf damit, Margot. Das ist ein neues Spiel mit neuen Karten, und ich bin dick eingestiegen.«
»Ja, das habe ich gesehen. Und es war furchtbar, Karl. So schlimm wie nichts sonst.«

Er stellte sich vor mich hin und lächelte schief. »Hast du gehört, was mein Weib sagte, nicht?«

»Sicher.«

»Stehst du auf Margots Seite?«

»Sie ist vernünftig. Sie blickt durch, Herr Lechner. Sie sollten sich ändern. Diesen einen Rat kann ich Ihnen nur immer wieder geben. Lösen Sie mir die Stricke und…«

Sein scharfes Lachen unterbrach mich. Er schlug mit seiner flachen Hand gegen meine Brust.

»Weißt du eigentlich, daß ich genau darauf gewartet habe, Sinclair? Weißt du das? Daß du ankommst und mich bittest, die Stricke zu lösen. Und kennst du auch meine Antwort? Ich will sie dir sagen, ich habe sie mir schon vorher überlegt. Sie lautet nein und abermals nein. Ich werde dich hier hocken lassen und, wenn es dann soweit ist, meiner Tochter Bescheid geben.«

»Mit mir allein wird sie sich nicht zufrieden geben, Lechner, glauben Sie das nur nicht.«

»Na und? Es gibt noch andere im Dorf. Meinetwegen kann sie sich alle holen, verstehst du? Alle sollen ihre Opfer werden, doch ich bin sicher, daß es Ausnahmen gibt.«

»Sie?«

»Klar. Ich und meine Frau. Sie wird es nicht wagen, sich gegen ihre Eltern zu stellen, das wollte ich dir noch sagen. Und jetzt halt dein Maul, Polizist. Ich bin der Bürgermeister, ich habe das Schicksal von Glatsch in meine eigenen Hände genommen. Das muß doch in deinen Bullenschädel hineingehen.«

Himmel, dieser Mann war nicht mehr normal. Er ahnte nicht, was er sich da aufgebürdet hatte. Er würde nie allein gegen diese geballte Macht an Magie ankommen, das war so gut wie unmöglich.

Auch für mich waren es zu viele Zwerge. Nur wäre ich den direkten Weg zu ihrer Königin gegangen, hätte man mich gelassen.

Statt dessen hockte ich gefesselt auf dem verdammten Stuhl und schaffte es nicht einmal, die Stricke zu lockern. Lechner hatte mich verschnürt wie einen Schinken. Die Stricke drückten durch die Kleidung und beeinträchtigten zudem den Kreislauf.

Was konnte ich da noch tun?

Er hielt Wort und kümmerte sich nicht mehr um mich. Mit einer wütenden Bewegung trat er eine im Weg stehende Fußbank zur Seite, damit er auf das Fenster zugehen und nach draußen schauen konnte. Er blieb so dicht vor der Scheibe stehen, daß deren Glas durch seinen Atem leicht beschlug.

Er starrte hinaus.

Waren die Zwerge da? Hoffte er, sie zu sehen? Lange war ich nicht außer Gefecht gesetzt worden, das stand fest, doch ich konnte mir

vorstellen, daß wir die Tageswende bereits erreicht hatten.

Ein alter Ofen verbreitete Wärme. Ich schwitzte, was aber auch an meinem Zustand liegen konnte.

Margot Lechner hockte am Tisch und starrte ins Leere. Sie war nicht mehr fähig, gewisse Dinge aufzunehmen. Für sie mußte in den letzten Sekunden eine Welt zusammengebrochen sein. Ihr Leben hatte die normalen Bahnen verlassen und war in ein Gebiet gerast, das durchaus in der Hölle münden konnte.

Lechner wurde unruhig. Er bewegte sich zwar nicht hektisch, schabte jedoch mit den Füßen über den Holzboden, stierte noch immer durch das Fenster, knurrte manchmal eine Verwünschung oder murmelte etwas vor sich hin, das niemand verstand.

Er lauerte…

Noch kamen sie nicht.

Irgendwann war er es leid, drehte sich um, starrte mich böse an und fragte, ob ich etwas zu trinken wollte.

»Wasser…«

»Gib es ihm, Margot.«

Frau Lechner stand auf. Sie trat an das Waschbecken heran wie eine alte Frau, gebückt und ängstlich. Ein Glas stand bereit. Wasser lief wenig später schäumend und eiskalt hinein. Mit dem Glas in der Hand trat sie auf mich zu.

Ich nickte ihr dankend zu.

Sie hielt es schräg, verschüttete etwas Flüssigkeit, die auf meine Hose tropfte, dann ließ sie mich trinken. Das kalte Bergwasser tat gut, erfrischte.

»Alles?« fragte sie.

»Ja bitte.« Ich leerte das Glas. Beide wurden wir von Karl Lechner beobachtet, der dem Fenster den Rücken zugedreht hatte.

»Wir sind viel zu gut zu dir!« sagte Lechner und lachte dreckig.

»Hör doch auf!« schimpfte seine Frau. »Laß ihn in Ruhe. Reicht es nicht, daß du ihn gefesselt hast?«

»Halt den Mund, Margot! Ich kann es nicht ertragen, wenn du so redest. Ich bin jetzt der Boß. Wenn es dir hier nicht paßt, kannst du ja nach draußen gehen und auf die Zwerge warten. Ich habe nichts dagegen, bestimmt nichts.« Jetzt schaute er auf seine Uhr. »Wolltest du nicht wissen, wie spät es ist, Sinclair?«

»Ja.«

»Mitternacht ist vorbei.«

Ich nickte nur.

»Und die Zwerge sind nicht da.« Er lachte und schaute seiner Frau nach, die wieder an ihren Platz am Tisch zurückging.

Lechner hatte sich dabei extra bewegt. Das gab mir die Gelegenheit, an ihm vorbei und auf das Fenster zu schauen, durch das er einmal

geblickt hatte.
Hinter der Scheibe sah ich eine Bewegung.
Ein Gesicht, ein Kopf…
Der Zwerg war da!
Der erste, und es würden weitere folgen, das stand für mich fest. Das Gesicht grinste in den Raum hinein. Ich hatte sogar das Gefühl, wilden Triumph in den Augen zu sehen. Bisher war ich der einzige von uns, der den Zwerg entdeckt hatte.
Lechner mußte Bescheid wissen.
»He, hinter Ihnen, am Fenster!«
Er starrte mich an. »Wieso? Was…?«
Da schrie seine Frau. Sie hatte mich ebenfalls gehört und auf das Ziel geschaut.
»Ein Zwerg, mein Gott!« Sie kreischte die Worte.
Jetzt wirbelte Karl Lechner herum. Er glotzte auf das Fenster, schrie einen Fluch und riß im nächsten Augenblick meine Beretta aus dem Hosengürtel.
»Ich schieße dich zusammen!« brüllte er und drückte ab.
Der Schuß klang in dem engen Raum wie eine Explosion. Da ich zum Ziel hin sehr günstig saß, konnte ich sehr gut erkennen, was dort geschah, und es kam mir vor, als würde alles in einem verlangsamten Tempo ablaufen.
Nicht jeder hätte getroffen, bei Lechner war es entweder Glück oder Können.
Die geweihte Berettakugel durchschoß die Scheibe. Sie zerriß das Fenster und erwischte das dahinterliegende Ziel. Wie ein Prankenschlag hieb sie in das Zentrum.
Es war das Gesicht des Zwergs!
Plötzlich spritzte es in der Masse auf. Wir hörten einen Schrei, der, zusammen mit der kalten Luft in den Raum drang. Für einen Moment tanzte das Gesicht noch nach rechts und links, dann war es mit einem plötzlichen Ruck verschwunden.
Der Bürgermeister lachte geifernd auf. Er drehte sich herum, er starrte mich an, öffnete den Mund und geiferte mir die Worte entgegen. »Hast du gesehen, was ich mit den Zwergen mache? Hast du das erlebt, Bulle?«
»Ja, aber…«
»Kein Aber!« giftete er mich an. »Ich werde so weitermachen. Ich gehe nach draußen, und ich sage dir, daß ich es schaffen werde, und ich hole auch meine Tochter zurück!«
Er schaute mich noch einmal flammend an und rannte auf die Tür zu. Er hörte nicht auf den Ruf seiner Frau, auch meine Warnung mißachtete er. Wie ein Sturmwind rannte er aus der Küche. Wir hörten seine schweren Schritte im kleinen Flur und anschließend das

heftige Zuschlagen der Außentür.
Für einen Moment lastete eine bedrückende Stille in der Küche.
Dann stöhnte Margot auf. Sie erhob sich halb, ihre Hände zitterten, sie starrte auf die Reste des Fensters. Sie war völlig fertig, aber sie durfte jetzt nicht schlappmachen.
Für mich war Margot Lechner jetzt die wichtigste Person. »Bitte, Frau Lechner, bitte…«
Sie blickte mich an. Ihre Augen bewegten sich. Sie hatte Angst.
»Kommen Sie her, Frau Lechner, kommen Sie!«
»Und dann?«
»Lösen Sie die Stricke!« rief ich. »Lösen Sie die Fesseln, wenn Sie Ihren Mann lebend wiedersehen wollen…«

***

Der Bürgermeister war wie von Sinnen. Der erste schnelle Erfolg hatte ihm den Überblick geraubt.
Die Realität und damit die Gefahr waren für ihn zurückgedrängt worden.
Ein Zwerg existierte nicht mehr. Es war so einfach gewesen, so lächerlich simpel.
Was interessierten ihn da noch der Bulle und Margot. Er würde es ihnen zeigen, allen würde er es beweisen und auch dafür sorgen, daß dieses Dorf wieder frei wurde.
Er sah sich als Held, er dachte daran, daß sich seine Taten im ganzen Land herumsprechen würden, daß genau dieser Ort hier im Mittelpunkt stehen würde. Die Honoratioren würden kommen und ihm gratulieren, und sicherlich erschien auch der Landeshauptmann, um ihn zu beglückwünschen und einen Orden zu überreichen.
Gut sah die Zukunft aus, sogar sehr gut…
Er mußte nur noch die restlichen Zwerge finden, aber das sollte ihm keine Schwierigkeiten bereiten.
Mochte die Brut auch noch so klein sein, er kannte sich in Glatsch besser aus. Es gab einfach keinen Winkel, wo sich die Zwerge verstecken konnten, ohne daß er sie gefunden hätte.
Mit einer hastigen und wütenden Bewegung riß er die schwere Haustür auf.
Sie wäre ihm beinahe noch gegen den Kopf gedröhnt, soviel Wucht hatte er hinter diese Bewegung gelegt.
Auf der obersten Treppenstufe blieb er stehen. Es wehte kein Schnee gegen ihn, dafür eine sehr kalte Luft, die nach Schnee roch und stark drückte.
Lechner wohnte ziemlich zentral. Er schaute auf die andere Straßenseite, sah dort die dunkle Fensterfront eines kleinen Sportgeschäftes und dahinter den Kirchturm in die Höhe ragen.

So wie der Turm einer Kirche fühlte auch er sich. So unerschütterlich, als ob ihn nichts aus der Bahn werfen konnte. Er würde jedem Sturm trotzen, auch wenn er noch so stark war.

Mit einer wilden Kopfbewegung schleuderte er sein Haar zurück. Es war wieder zu lang gewachsen, er mußte es mal schneiden lassen. Das würde er am nächsten Tag erledigen, wenn alles vorbei war.

Innerlich lachte er auf und wunderte sich zugleich darüber, mit welchen Gedanken er sich ausgerechnet jetzt beschäftigte, wo doch andere Dinge viel wichtiger für ihn waren.

Die Laternen strahlten ein blaßbleiches Licht ab. Es legte einen Schleier über den dunklen Boden, der für den Bürgermeister so etwas wie ein bleicher Schatten aus dem Jenseits war und von keiner Bewegung unterbrochen wurde.

Der Ort erstickte fast in dieser bedrückenden Stille. Da mußten bestimmt zahlreiche Zwerge unterwegs sein, in diesem Punkt hatte sich Sinclair bestimmt nicht geirrt, aber er hörte und sah nichts von ihnen. Sie blieben verschwunden, als hätte sie der Erdboden verschluckt.

Und doch waren sie da…

Den ersten Schritt ging er zögernd, als wollte er prüfen, ob die Stufe vor ihm glatt war. Sie war es nicht, er konnte weitergehen, doch wieder zögerte er.

Ein Ruf war an seine Ohren gedrungen!

Oder nur ein Geräusch?

Lechner konzentrierte sich. Da sich das Geräusch nicht wiederholte, ging er weiter, leckte über seine kalten Lippen hinweg und merkte auch die Kälte auf dem Rücken.

Eis schien dort eine zweite Haut gebildet zu haben. Auf dem Gehsteig blieb er stehen.

Wieder vernahm er das Geräusch. Diesmal kratzte etwas, und es war über ihm aufgeklungen.

Karl Lechner drehte sich um und hob den Kopf, damit er zum Rand des Dachs hochschauen konnte.

Hockte dort einer dieser bösen Gnome?

Er konnte nichts sehen. Das Dach war nur mehr eine dunkle, schräge Fläche, die sich hin bis zum First zog und eine leichte Schicht aus Eis zeigte, die in diesem ungewöhnlichen Licht ein graublaues Schimmern abgab.

Das paßte ihm auch nicht.

Überhaupt fühlte er sich nicht mehr wohl. Seine Euphorie war verraucht, er kam sich wie ein einsamer Westernheld vor, der jedoch eine gewisse Furcht in sich spürte.

Er war allein, so verdammt allein. Als er vor seinem Haus stand, verstärkte sich das Gefühl noch mehr. Es ließ sich eben niemand

blicken, der ihm hätte zur Seite stehen können.

Alles war auch so still.

Er schaute wieder nach vorn.

Da sah er den Zwerg. Mit einer irren Geschwindigkeit huschte das kleine Wesen auf seinen krummen Beinen am Schaufenster entlang und verschwand durch einen Spalt zwischen zwei Häusern.

Sie waren also doch da.

Er würde sie fangen, er würde sich den Zwerg holen und ihn hier draußen, mitten auf der Straße, einfach erschießen. Eine Kugel in den dicken Schädel jagen, ihn zerplatzen sehen und darauf hoffen, daß es auch die Artgenossen des Kleinen mitbekamen.

Ja, so und nicht anders!

Etwas kratzte über ihm. Ein Schleifen sogar, und ein Kichern dazwischen. Auf der Stelle fuhr der Bürgermeister herum. Dabei riß er die Waffe hoch. In diesem Moment kam er sich wie ein Filmheld vor, der es allen zeigen würde und jede Schwierigkeit mit einem Hagel von Kugeln aus dem Weg räumte.

Seine Träume zerplatzten spätestens in dem Augenblick, als etwas auf ihn zuraste. Der Schlag erwischte noch seinen Kopf. Lechner merkte nicht einmal, daß er den Finger krümmte und abzog. Der Schuß dröhnte, die Kugel fuhr irgendwohin.

Da lag er schon längst auf dem Boden. Einer dieser häßlichen Zwerge hockte wie ein Klotz auf seinem rechten Arm und senkte den Kopf. Er biß blitzschnell in den Handballen des Mannes.

Lechner konnte nicht anders. Er ließ die Waffe los.

Ein klumpiger Fuß trat sie weg. Allerdings gehörte er nicht der Person, die auf seinem Arm hockte, ein weiterer Zwerg war bereits in seine Nähe gehuscht.

Und auch ein dritter erschien, ein vierter ebenfalls, der fünfte war auch nicht weit.

Lechner lag auf dem Rücken. Er war unfähig, etwas zu begreifen, obwohl er die Augen weit aufgerissen hatte. Angst peinigte ihn, sein Körper hatte sich versteift. Er sah die Zwerge, er rollte mit den Augen, er wollte schreien, schon die Ansätze erstickten in seiner Kehle.

Glasklar wurde dem Mann bewußt, daß er einen Schritt zu weit gegangen war und sich zuviel vorgenommen hatte. Es war ein Fehler gewesen, John Sinclair auszuschalten und alles allein machen zu wollen. Er dachte an seine Tochter, an seine Frau, auch an den Polizisten aus London, und diese Gedanken zuckten durch sein Hirn, ohne daß sie sich zu einem Plan zusammenfassen konnten.

Es war aus.

Er lag auf der harten Erde. Wind fuhr mit kalten Händen über sein Gesicht hinweg. Etwas berührte prickelnd seine Haut. Feine Schneekristalle, die plötzlich aus dem Himmel fielen und gegen seine

Gestalt tickten.

Es kam alles zusammen, und für einen Moment schloß er die Augen, weil er sich einem Sekundentraum hingeben wollte. Dem Traum von einer besseren Welt, von Sonne, Wärme und von Menschen, die zu ihm standen und nicht seine Feinde waren.

Als er die Augen wieder öffnete, sah er die Gesichter. Breit, klumpig, auch kantig, so glotzten die Zwerge auf ihn nieder. Er sah ihre großen Köpfe und ihre häßlichen Mäuler, die sich allesamt zu einem wissenden Grinsen verzogen hatten.

Die wollten etwas von ihm, die wollten seinen Tod, seine Vernichtung. Es gab für ihn keine andere Möglichkeit.

Sein Wille war gebrochen worden. Nichts mehr war von den Plänen vorhanden. Er war in die Falle gelaufen, er steckte fest, er konnte sich nicht mehr herauswinden.

Scharf stach der Gedanke an seine Tochter durch den Kopf. Er hatte Trudi bisher immer in Schutz genommen, er hatte einfach nicht glauben wollen, daß sie schlecht war, doch sie ließ sich nicht blicken. Wahrscheinlich hatte sie den Angriff der Zwerge sogar befohlen.

Die Gestalten bückten sich ihm entgegen. Plötzlich spürte er mehrere Hände an seinem Körper.

Dann wurde er in die Höhe gerissen. Er schwebte über dem Boden und rechnete schon damit, daß sie ihn fallen lassen würden, aber sie hielten ihn fest.

Sie trugen ihn weg.

Sie trippelten auf ihren kleinen Füßen, sie bewegten die Beine hektisch, aber sie schafften es sehr schnell, ihr Opfer in eine dunkle Ecke zu zerren.

Dort liefen sie weiter.

Der Bürgermeister war noch immer zu überrascht, um überhaupt an Gegenwehr zu denken. Er ließ alles mit sich geschehen. Für ihn hatte bereits ein anderes Leben begonnen, wenn überhaupt.

Sie schleppten ihn durch das Dorf. Da er auf dem Rücken lag, bekam er nicht genau mit, wo sie ihn hinbrachten. Dunkelheit umgab ihn, manchmal von einem huschenden Lichtfleck unterbrochen, wenn sie in der Nähe einer Laterne vorbeigingen.

Irgendwann warfen sie ihn zu Boden. Er fiel mit dem Rücken auf trockenes Laub, das unter seinem Gewicht knisterte. Dünn rieselte der Schnee vom Himmel. Er sah keine Wolken, es schneite trotzdem. Das alles schoß durch seinen Kopf, und er holte tief Luft, weil er plötzlich schreien wollte.

Bisher war er dazu nicht gekommen oder hatte nicht daran gedacht. Aber der Schrei erstickte bereits im Ansatz, denn wieder war eine Hand da, die sich auf seinen Mund legte.

Sie wollten ihn in Ruhe töten!

Er konzentrierte sich auf ihre Hände, weil er dort etwas gesehen hatte.

Zwischen den Fingern blinkten bestimmte Gegenstände auf. Beim ersten Hinsehen kam er damit nicht zurecht, bis ihm etwas einfiel und er daran dachte, wie der alte Savini ums Leben gekommen war.

Durch einen Pfeil!

Und der wiederum war von einem Zwerg geschossen oder geworfen worden.

Er schaute gegen ein halbes Dutzend Pfeilspitzen.

Unbeweglich lag er auf dem Boden, und ebenso unbeweglich umstanden ihn die Gnome. Sie taten nichts und standen nur da, um seine Gefangenschaft zu genießen.

Dann hörte er Schritte.

Karl Lechner konnte nicht herausfinden, aus welcher Richtung sie sich ihm näherten, nur überkam ihn plötzlich der Eindruck eines schrecklichen Todes.

Ja, da kam der Tod!

Innerlich fing Lechner an zu zittern. Seine Lippen bewegten sich ebenfalls. Er hörte sich selbst Gebete sprechen, aber die Sätze waren nicht mehr als Wortfragmente.

Die Schritte blieben, sie verstärkten sich noch. Über ihm lag ein breiter Schleier, der von den winzigen Schneeflocken gebildet wurde. Noch nicht stark, aber das würde sich ändern. Passend für seinen Zustand, denn irgendwann hatte es der Schnee geschafft und ein dünnes Leichentuch über seine Gestalt gelegt.

Es war so passend für sein Ende.

In die Zwerge geriet Bewegung, als die Schritte eine bestimmte Lautstärke erreicht hatten. Die kleinen, teuflischen Geschöpfe schufen der Gestalt Platz, die sich ihm näherte.

Er ahnte es. Er wollte es nicht glauben. Er hatte vor, seine Augen zu schließen, dennoch hielt er sie offen und starrte nach vorn, wo sich die Gestalt in der Dunkelheit wie ein wandelndes Gespenst allmählich abzeichnete.

Ja, es stimmte.

Sie war es!

Obwohl die zahlreichen Schneeflocken einen wirbelnden Vorhang bildeten, erkannte er die schattenhafte Gestalt, die nicht einmal sehr forsch ging, sondern wie eine Person, die sich ihrer Sache mehr als sicher war. Sie wußte, was sie wollte, sie war die Herrin, die Königin der Zwerge, die ihr allein gehorchten.

Er wischte über sein Gesicht.

Wieder bohrte sich die Furcht wie ein Stachel in seinen Leib. Diesmal allerdings war es die Furcht vor dem Tode. Er hatte plötzlich Angst, daß es ihn endgültig erwischen konnte. Schreckliche Bilder standen

vor seinen Augen und vermengten sich mit dem Anblick seiner herannahenden Tochter.

Was wollte sie von ihm?

Sollte er sie anbetteln, sie um Hilfe bitten? Sollte er ihr sagen, daß er doch ihr Vater war und sie auf keinen Fall auf der anderen Seite stehen konnte?

Er wußte es nicht. Er wußte überhaupt nichts mehr, er kam sich wie gelähmt vor.

Trudi blieb so dicht vor ihm stehen, daß er sie sehr deutlich erkennen konnte.

Sie sagte nichts, aber sie war es, auch wenn sie sich verändert hatte. Jetzt trug sie ein langes Kleid, schon mehr ein Gewand, an das er sich nicht erinnern konnte. In ihrem Kleiderschrank hatte er es nie gesehen. Der Mann wunderte sich, welche Gedanken durch seinen Kopf schossen und ihn von seiner bedrohlichen Lage ablenkten.

Hatte sie sich auch körperlich verändert?

Sein Blick traf ihr Gesicht!

Er schaute sie an, als wäre sie eine fremde Person, über die er sich noch erst klarwerden mußte. Da war ihr Gesicht mit den dunklen Pupillen, die noch nie zuvor so kalt und flach geblickt hatten wie in diesem unendlich langen Augenblick.

Nein, so schaute keine Tochter ihren Vater an. Wie sie blickte, das erinnerte ihn mehr an eine Fremde, die auf einen Feind getroffen war, um ihn zu erledigen.

Grausam…

Der Bürgermeister wollte etwas sagen. Es war ihm immer leichtgefallen, Trudi anzusprechen. Jetzt aber versagte ihm die Stimme. Da brachte er nicht einmal ein Krächzen hervor. In seinem Kopf hämmerte es. Er spürte die Schmerzen wie Stiche. Es konnten auch Gedanken seiner Furcht sein, die sich auf diese Art und Weise bemerkbar machten. Er quälte sich. Die Frage konnte er nicht stellen.

Warum sagte sie nichts? Weshalb sprach sie ihn nicht an. *Er* war ihr Vater, sie die Tochter, und *sie* wollte doch etwas von ihm. Nicht er von ihr.

Nicht nur Karl Lechner blickte die für ihn fremd gewordene Person an, auch die Zwerge hatten ihre Köpfe zurückgelegt, damit sie in die Höhe schauen konnten. Sie wollten das Gesicht der Frau sehen und sich jeden noch so kleinen Ausdruck genau einprägen.

Sie huldigten ihr, sie beteten sie förmlich an, und sie warteten auf ihr Zeichen.

Obwohl sich Lechner im Ort auskannte, wußte er nicht, wo man ihn hingeschafft hatte. Er lag irgendwo, wahrscheinlich am Rand, jedenfalls unter freiem Himmel, der noch immer klar war und trotzdem seinen dünnen Schnee entließ.

Diablita gab das Zeichen. Nur kurz hob sie den rechten Arm. Genau das reichte den Zwergen aus, darauf hatten sie gewartet, und sie handelten nicht mal eine Sekunde später.

Sie bewegten ihre Hände.

Jetzt sah Lechner wieder das Blinken zwischen den Fingern. Da schaute etwas hervor. Eine Spitze aus Stahl, und er dachte wieder an den alten Savini.

Mein Gott, Trudi konnte doch nicht zulassen, daß er vor ihren Augen umgebracht wurde.

Er wollte sich aufbäumen, er wollte wegrennen, er wollte seine Tochter bitten, es sich noch genau zu überlegen, aber sie kümmerte sich nicht darum.

Sie hatte ihr Zeichen gegeben.

Und die Zwerge gehorchten, als Diener waren sie perfekt. Sechs Gnome bewegten ihre Arme synchron, hoben sie an, dann senkten sie die Hände und warfen die Pfeile.

Sie trafen.

Er schrie nicht einmal.

Lechner zuckte nur zusammen, als er die Einstiche spürte. Wie grausame Stromstöße durchrasten sie seinen Körper. Sie töteten jede Reaktion und jeden Gedanken.

Es war aus.

Es war die Hölle, die ihre Schatten auf ihn warf und ihn dann brutal verschlang…

***

Margot Lechner war aufgestanden. Sie stand vor mir wie eine lebensgroße Puppe, die aus dem Wasser gezogen war. Nur war sie nicht naß, aber ihre Arme hingen ebenso nach unten, die Schultern waren eingesackt, der Blick stumpf ins Leere gerichtet, als wäre bei ihr kein Gehirn mehr vorhanden.

Ich hatte sie mehrere Male angesprochen und versucht, ihr meinen Plan zu erklären. Sie brauchte nur ein Messer zu holen und damit meine Stricke durchzusäbeln, aber das wollte oder konnte sie nicht. Margot hatte überhaupt nichts getan.

Sie stand nur da…

Ich bewegte mich auf dem verdammten Bauernstuhl, wobei ich versuchte, die Fesseln zu sprengen.

Ich wollte sie zumindest lockern, um dann einfach hervorrutschen zu können, doch auch das war unmöglich.

Dieser Karl Lechner war ein Meister seines Fachs gewesen. Er mußte früher Schinken eingerollt haben, ich bekam einfach nicht die Möglichkeit, die Stricke oder die Knoten zu lockern. Ich hing fest wie ein Hähnchen am Grill.

Und die Person, die mir hätte helfen können, stand neben dem Tisch. Sie starrte ins Leere. Wahrscheinlich war sie mit ihren Gedanken ganz weit fort.

Auch von ihrem Mann sahen und hörten wir nichts mehr. Nach dem heftigen Zuknallen der Außentür war es still geworden. Eine schlimme, bedrückende Stille, die schwer wie Blei zwischen den Wänden lag und mein Luftholen erschwerte.

Ich wartete auf ihre Reaktion.

Ich schrie sie an. »Frau Lechner!«

Da schrak sie zusammen. Langsam drehte sie sich mir zu. »Verdammt noch mal, holen sie endlich ein Messer und säbeln Sie mir die Stricke durch. Bewegen Sie sich! Das ist unsere einzige Chance!« Ich wußte nicht, was ich ihr sonst noch hätte alles sagen sollen, aber sie tat es nicht. Sie stand einfach da und schaute auf ihre Füße.

»Bitte…!«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, nein, das kann ich nicht. Karl hat es so gewollt und…«

»Ihr Mann hat unrecht!« unterbrach ich sie mit heftiger Stimme. »Warum glauben Sie mir nicht, verflucht?«

»Weil ich… weil ich…«

Sie verschluckte die nächsten Worte, und das nicht ohne Grund. Beide hatten wir das Schußgeräusch gehört, das vor dem Haus aufgeklungen war.

Ich hatte am Klang erkannt, daß Karl Lechner mit meiner Beretta geschossen hatte. Für mich stand fest, daß er auf einen zweiten oder dritten Zwerg gezielt war. Wenn andere sahen, daß er Artgenossen tötete, würde ihre Grausamkeit keine Grenzen kennen.

Schlimm…

Margot Lechner war aus ihrer Trance erwacht. Sie drehte mir den Kopf zu. »Was… was war das?«

»Ein Schuß, zum Teufel!«

»K… Karl?«

»Ja, wer sonst!« Ich holte röchelnd Luft. Der Druck, verursacht durch die Stricke, nahm zu. »Begreifen Sie jetzt, daß er sich in tödlicher Gefahr befindet und ich wahrscheinlich die einzige Person bin, die ihm helfen kann?«

Sie überlegte noch, dann nickte sie.

War es ein gutes Omen?

Ich wußte es nicht, ich konnte es nur hoffen, und ich sah, wie sie sich zur Seite bewegte. Mit den Bewegungen einer Mondsüchtigen ging sie auf den Küchenschrank zu, dessen Unterteil drei Schubläden in einer Reihe zeigte.

Die mittlere zog sie auf.

Ich hörte es klirren, was mir wiederum Hoffnung gab, denn es war

kein Porzellan, sondern Metall.

Sie griff in die Lade hinein. Noch immer zu langsam für meinen Geschmack, wobei ich eigentlich hätte froh sein müssen, daß sie es überhaupt tat.

Dann hatte sie gefunden, was sie wollte.

Es war ein sehr langes und stabiles Messer. Ein Griff aus Holz, eine Klinge, die vorn an der Schneide eine Säge zeigte.

Damit kam sie auf mich zu.

Sie hielt das Messer halbhoch, die Klinge auch gedreht, so daß diese mal in den Schein der Deckenleuchte geriet und Lichtreflexe zauberte.

So kam sie auf mich zu.

Ich spürte einen Moment der Angst. Ihr Gesicht war so ausdruckslos, diesmal zeichneten sich nicht ihre Gefühle ab. Sie konnte durchaus auch durchdrehen und mir die Klinge mit einem Rammstoß in die Kehle drücken. Alles war möglich.

Ich trieb sie auch nicht mehr an, denn ich wollte sie auf keinen Fall verunsichern.

Sie umrundete mich, trat an meinen Rücken. Wenig später spürte ich die Bewegungen der Stricke.

Sie war dabei, sie etwas zu sich hin zu zerren und Lücken zu schaffen.

Dann säbelte sie mit der Sägeklinge daran. Sie zupfte, sie zerrte, sie riß, sie keuchte dabei, murmelte Worte, von denen ich kaum etwas verstand, doch ich unterstützte die Frau bei ihren Bemühungen und hätte jubeln können, als der erste, sich in Brusthöhe befindliche Strick zersprang. Er peitschte regelrecht weg, ich bekam wieder besser Luft und blieb starr hocken, während Margot Lechner weiterging.

Des öfteren sprach sie dabei den Namen ihres Mannes aus, als hätte er ihr die Anordnungen gegeben. Möglicherweise wollte sie sich damit beruhigen.

Ich lauschte natürlich auch nach draußen. An dem zerstörten Fenster hatte sich kein Gesicht mehr blicken lassen. Nur ging ich auch weiterhin davon aus, daß die Zwerge da waren. Der Bürgermeister hatte bestimmt nicht grundlos geschossen. Nur würden sie jetzt andere Pläne verfolgen.

Die Stricke fielen.

Zuletzt fielen die Reste zu Boden, die um meine Beine gewickelt worden waren.

Endlich war ich frei!

Himmel, was hatte mich dieser dumme Einfall des Bürgermeisters Zeit gekostet! Möglicherweise war bereits zuviel von dieser Zeit verstrichen, so daß ich das Nachsehen hatte.

Ich stand auf - und brach in die Knie!

Verdammt noch mal, da hatte ich mir einfach zu viel vorgenommen.

Da machte der Kreislauf nicht mehr mit, so daß ich vor meinem Stuhl in die Knie sackte.

Ich konnte mich aber wieder fangen und abstützen. Dann drückte ich mich in die Höhe.

Jetzt klappte es besser.

Tief atmete ich durch.

In meinem Innern pulsierte das Blut. Es wurde zu einem gewaltigen Rauschen, das durch meinen Schädel toste, als wollte es den Kopf einfach zersprengen.

Mit noch wackligen Schritten ging ich vor. Blei in den Beinen, Pudding in den Knien. Ich stützte mich neben der Tür ab und drehte den Kopf.

Margot Lechner stand in der Küche und hatte wieder ihre starre Mondsuchthaltung eingenommen.

Den rechten Arm hielt sie nach unten gestreckt, auch die Spitze der Klinge zeigte zu Boden. Dann bewies sie mir, daß sie doch etwas von den letzten Vorgängen mitbekommen hatte, denn sie flüsterte: »Holen Sie meinen Mann, Herr Sinclair. Holen Sie ihn her. Retten Sie ihn.«

Verdammt, das wollte ich ja. Wenn der Begriff *müder Krieger* zutraf, dann auf mich.

Ich lehnte noch immer am Pfosten und nickte Margot zu. Meine Beine brannten, die Arme ebenfalls. Dort rieselte das Blut durch die Adern und brachte den Druck auch bis hinein in die Finger.

Wenn ich mich gegen die Zwerge verteidigen wollte, mußte ich besser in Form sein. Zudem fehlte mir die Beretta.

Lange durfte ich trotzdem nicht warten. Ich stieß mich ab. Noch immer zitterten die Beine, aber ich ging weiter. Im kleinen Flur blieb ich für einen Moment stehen und drehte mich der Tür zu. Hier im Haus befand ich mich noch in relativer Sicherheit, draußen aber konnte die Hölle auf mich warten.

Deshalb war ich so vorsichtig, als ich mit Zitterschritten auf den Ausgang zuschritt.

Den Dolch hatte Lechner nicht gefunden. Er war nur auf die Beretta fixiert gewesen.

Ich zerrte die Tür auf.

Kälte wehte mir entgegen. Zudem rieselten feine Körner vom Himmel. Der Schneefall hatte jetzt auch das kleine Tal erreicht. Die Körner wehten gegen mein Gesicht, sie prallten und bissen gegen die Haut. Sehr rasch klebten sie auch in meinen Augenbrauen fest, und viel konnte ich nicht erkennen.

Zwar brannte gegenüber eine Laterne, ich sah auch ein erleuchtetes Schaufenster und den weißen Floor auf der Fahrbahn, nur die Zwerge oder der Bürgermeister waren nicht zu sehen. Der Gehsteig vor mir war ebenso leer wie die Straße.

Warum war er verschwunden? Wenn ja, wohin war er dann gegangen? Ich ging die glatten Stufen der kleinen Treppe hinab und blieb davor stehen.

Wäre der Schnee schon vorher gefallen, hätte ich wenigstens Spuren entdecken können. Leider hatte die neue Schicht alles zugedeckt, und über dem Ort lag ein wilder Wirbel.

Hoffentlich war es nur ein kurzer Schauer und schneite es sich nicht ein. Das wäre nicht gut gewesen, denn ich wollte ja auch noch hier wegkommen.

Ich ging weiter.

Es spielte keine Rolle, in welche Richtung ich mich wandte. Ich wollte eigentlich nur das Haus umrunden und nachschauen, was sich an der Rückseite abspielte.

Ich dachte an den Schuß.

Hätte die Kugel getroffen, so wären mir zumindest die Reste eines Zwergs aufgefallen, doch auch davon sah ich nichts.

Der Wind blies nicht nur aus einer Richtung. Er wechselte ständig. Nur so war es zu erklären, daß mir der Schnee einmal ins Gesicht peitschte und dann wieder gegen den Rücken.

Ich fand nichts.

Ich hörte auch keine verräterischen Geräusche, nur der Schnee rieselte aus einem noch immer blanken Himmel und trommelte gegen meine Winterjacke mit dem Daunenfutter.

Hinter dem Haus lag ein kleiner Garten. Schattenhaft hob sich der Umriß eines Jägerzauns ab.

Dahinter standen einige Bänke, auch sie besaßen bereits eine weiße Schicht.

Keine Spur von Diablita und ihren verdammten Zwergen und auch keine von Karl Lechner.

Um ihn machte ich mir die meisten Sorgen. Ich wußte nicht, wohin er verschleppt worden war, ich wußte nicht einmal, ob er noch lebte. Die Zwerge waren brutal, ich hatte es erlebt, nicht nur oben in der Berghütte, sondern auch beim alten Savini. Sie besaßen gefährliche Waffen, die einen normalen Menschen veränderten.

Keine Spuren, nur ich hinterließ Abdrücke in der Schneeschicht. Hin und wieder strich der Wind dagegen und bewegte sie wie ein feines, weißes, rollendes Meer.

Ich stöhnte auf. Wenn sich ein Mensch unwohl in seiner Haut fühlte, dann war ich es.

Die kleinen Körner tanzten und wirbelten vor meinen Augen. Noch immer peitschten sie gegen die Haut, sie klebten für einen Moment fest, um dann zu tauen.

Es war wie eine tückische Verschwörung gegen mich. In diesem Wetter hatten die Zwerge eine perfekte Deckung. Was konnten sie

vorhaben, wo steckten sie?

Wenn sie ihren Plan eiskalt durchzogen, mußte ich davon ausgehen, daß sie bereits in andere Häuser eingedrungen waren, um dort den Nachschub für ihren verdammten Garten zu finden. Leider hörte ich keinen Ruf, keinen Schrei. Wenn Menschen die Zwerge sahen, konnten sie diese Tatsache nicht einfach still hinnehmen.

Nur das Rieseln des Schnees, der mit seinen Körnern überall auftraf, war zu hören.

Ich steckte in einer Sackgasse. Was tun?

Ich entschloß mich, wieder ins Haus zu gehen. Margot Lechner hatte ein Recht darauf zu erfahren, daß es mir nicht gelungen war, ihren Mann zu finden. Möglicherweise gab ihr das Hoffnung. Enttäuscht worden war sie schon zu oft.

Ich ging nicht denselben Weg zurück, sondern umrundete das Haus. Handschuhe hatte ich nicht übergestreift. Der Wind biß kalt in meine Hände hinein, er sorgte dafür, daß die Finger allmählich starr wurden. Um dem vorzubeugen, bewegte ich sie einige Male und steckte die Hände dann in die Taschen der Jacke.

Als ich die Hauptstraße wieder erreichte, sah ich nur mehr die weißen Wolkenwirbel, die durch das Licht der Lampen wehten. Ein riesiges Schneeungeheuer schien sein Maul geöffnet zu haben, um unzählige Flocken über dem Ort zu verteilen.

Ich ging langsam weiter. Es war rutschig geworden. Kein Mensch außer mir befand sich auf der Straße.

Nach wenigen Schritten erreichte ich die Treppe. Vor der Haustür brannte eine Lampe. Ihr Schein reichte bis auf den Gehsteig und hinterließ dort nur mehr einen bläulich schimmernden Fleck auf der dünnen Schneedecke.

Aber noch etwas sah ich.

Vor der untersten Stufe lag eine Gestalt.

Ich ging schneller.

Plötzlich bekam ich eine Gänsehaut. Schon jetzt hatte ich erkannt, daß es kein normaler Mensch war, sondern ein Zwerg.

Ich wagte es kaum, mich zu bücken, weil ich damit rechnete, daß aus dem wirbelnden Vorhang gespenstische Gestalten erscheinen würden, um mich zu töten.

Ich schaute nur in das Gesicht des Toten. Das war möglich, weil er auf dem Rücken lag.

Auch als Zwerg hatte sich sein Ausdruck so gut wie nicht verändert. Vor mir lag der Bürgermeister Karl Lechner…

***

Und das war nicht einmal eine so große Überraschung für mich. Ich war nur so verdammt enttäuscht, daß er trotz meiner Warnungen in

diese magische Falle hineingetappt war. Das hätte ich ihm nicht gegönnt, das war irgendwie unfair.

Ich richtete mich wieder auf, drehte mich, aber es kam niemand, der mich hätte angreifen wollen.

Wahrscheinlich beobachteten mich die Zwerge aus sicherer Deckung.

Was sollte ich mit ihm anstellen? Ihn einfach liegenlassen oder ins Haus tragen?

Ich entschied mich für die zweite Lösung. Deshalb bückte ich mich, stemmte und schob meine Arme unter den kleinen, aber schweren Körper und wuchtete ihn hoch.

So rasch wie möglich ging ich die Stufen hoch. Mit der Schulter drückte ich die Tür auf, und die Wärme des Hauses erfaßte mich von vorn, während noch auf meinen gekrümmten Rücken die kleinen Schneekristalle prasselten.

Das Licht im Flur strahlte auch eine gewisse Gemütlichkeit aus. Mir aber kam es vor wie hartes Eis.

Überhaupt hatte sich die kleine Welt hier verändert. So gemütlich ein verschneites Dorf auch aussehen mochte, in diesem Fall lauerte der Tod zwischen den Häusern.

Und ich hatte noch immer keinen dieser verfluchten Zwerge erwischt. Das ärgerte mich am zweitmeisten. Am stärksten allerdings wurmte es mich, daß ich Trudi nicht zu Gesicht bekommen hatte.

Diese Person, die sich jetzt wahrscheinlich Diablita nannte, trug die volle Verantwortung für das Grauen und auch für die Veränderung ihres eigenen Vaters, was man sich kaum vorstellen konnte.

Margot Lechner hatte meine Schritte gehört. Sie hielt sich noch immer in der Küche auf. Ich hörte ihre Stimme, die mir wie ein Krächzen entgegenschallte.

»Herr… Herr Sinclair…?«

»Ja.«

»Was ist denn?«

Ja, verdammt, was war? Ich konnte ihr einfach nicht die Wahrheit sagen.

Ich konnte sie ihr auch nicht zeigen, ich wollte sie erst auf den Schrecken vorbereiten, deshalb legte ich den Veränderten im Flur ab. Noch rührte er sich nicht. Ich aber ging davon aus, daß sich dies nach einer gewissen Weile ändern würde. Dann erwachte er und würde seinem unheilvollen Trieb folgen, um sich gleichzeitig in die Schar der Diablita-Diener einzureihen.

Ich drehte mich um und hatte meine Hand schon nach der Klinke ausgestreckt, als die Tür von innen geöffnet wurde.

Sehr schnell, so daß ich mich nicht mehr mit dem Fuß dagegenstemmen konnte.

Margot Lechner stand auf der Schwelle.

Erst starrte sie mich an, dann ihren Mann, der vor meinen Füßen lag und sich auf schreckliche Art und Weise veränderte. Ich hatte ihr diesen Schock eigentlich ersparen wollen…

Sie öffnete den Mund. Der Laut, der über ihre Lippen drang, war einfach furchtbar und kaum zu beschreiben, er drang mir durch Mark und Bein.

Dabei war er nicht einmal laut, mehr ein gedämpftes, schrilles Singen. Ich sah, wie Margot zurückwankte, wie sie in Gefahr geriet, dabei zu fallen, was schlimme Folgen für sie hätte haben können, da sie noch immer ihr Messer in der Hand hielt.

Ich stützte sie ab.

Es war Durchzug entstanden, und der Wind drückte die Haustür ins Schloß. Durch das zerstörte Küchenfenster rieselten Schneekörner in den Raum. Auch die Tür zur Küche glitt ins Schloß, weil ich sie unabsichtlich mit der Hacke angestoßen hatte.

Während ich Margot Lechner festhielt, wand ich ihr das Messer aus der Hand und legte es zur Seite.

Sie lag starr in meinem Griff. Gehen konnte sie nicht, und so schleifte sich sie in den kalt gewordenen Raum hinein.

Sie hatte eine Haut aus Kalk bekommen. Die Frau bewegte ihre Lippen, ohne daß sie auch nur ein Wort hervorgebracht hätte. Es stand leider keine Couch oder kein Sofa bereit. So blieb mir nichts anderes übrig, als sie auf einen Stuhl zu setzen und darauf zu warten, daß es ihr wieder besserging.

Sie sah aus, als wäre sie selbst zu einer Leiche erstarrt. Aber sie lebte, der Schock war es, der sie umklammert hielt. Die angebrochene Schnapsflasche stand noch in der Nähe. Mochte das Zeug auch nicht nach meinem Geschmack sein, es würde ihr vielleicht wieder auf die Beine helfen.

Ich ließ sie aus der Flasche trinken und flößte ihr behutsam einige Tropfen ein. Dabei hoffte ich stark, daß sie sich nicht noch verschluckte.

Sie trank.

Nach den ersten Schlucken fing sie an zu husten. Tränen traten in ihre Augen, und sie wollte sich wieder normal hinsetzen, wobei ich sie unterstützte.

Sie schaute mich an.

Zunächst war ihr Blick noch leer, glich dem einer Leiche. Dann jedoch stahl sich so etwas wie Leben hinein und auch das Erkennen, denn sie flüsterte meinen Namen.

»Okay, ich bin bei Ihnen, Margot.«

Sie setzte sich hin, griff zur Flasche, trank selbst einen Schluck, hustete.

Ich hatte mich vom Tisch wegbewegt und wartete darauf, daß sie

mich ansprach.

Der Schnee wirbelte durch das Fenster. Ich schaute hin und sah nur eine körnige huschende Wand, aber nicht das gespenstisch anmutende Gesicht eines Zwergs.

»Das war Karl, nicht wahr?«

Ich drehte mich wieder um und nickte ihr zu. »Ja, er ist es gewesen, Margot.«

»Ist er tot?«

Was sollte ich darauf sagen? Er war eigentlich tot, doch so genau durfte man es wiederum nicht nehmen. Er würde irgendwann wieder leben, aufwachen, nur würde er dann ein anderes Dasein führen. Nicht mehr als Mensch, sondern als veränderte Person, als Zwerg, dessen Existenz auf reine Magie beruhte.

»Ich bekomme noch eine Antwort, Herr Sinclair.«

»Nein, nicht direkt tot. Er ist nur anders geworden. Sie wissen ja Bescheid.«

»Ja, ja…«, sie murmelte die Worte. »Aber ich habe nicht… ich bin so durcheinander. Er wollte doch zu Trudi, und jetzt hat er es nicht mehr geschafft. Die anderen waren schneller.« Sie weinte plötzlich. »Diese verfluchten und verdammten kleinen Bestien. Sie haben es geschafft, uns zu zerstören.«

Ich sparte das Thema Trudi aus. Ich wollte ihr einfach nicht sagen, daß sie sich verändert hatte und jetzt zur anderen Seite gezählt werden mußte. Sie würde es schon früh genug erfahren, denn ich war davon überzeugt, daß ich Trudi irgendwann gegenüberstehen würde. Daran gab es nichts zu rütteln.

Margot Lechner senkte den Kopf. Sie schaute auf ihre Schuhe und bewegte zitternd die Lippen.

»Sie… sie sind böse«, flüsterte sie. »Diese Gnome sind so verdammt böse. Ich begreife das nicht. Ich habe Angst, ich…«

»Das brauchen Sie nicht, Margot. Ich werde Sie schützen.«

»Das können sie nicht. Karl haben Sie auch nicht beschützen können. Er ist für mich verloren.«

»Er hat Fehler gemacht, Margot.«

»Ja, aber…«

Ich blieb vor ihr stehen und ging in die Knie, um sie anzuschauen. »Wissen Sie was, Frau Lechner? Ich bringe Sie jetzt nach oben. Sie werden in ein anderes Zimmer gehen, wo Sie sicherer sind. Einverstanden damit?«

»Die kommen doch überall hin«, flüsterte sie. »Es gibt keine Mauern für diese kleine Brut.«

»Da haben Sie schon recht. Aber diesmal bin ich hier. Ich werde Ihnen einen Riegel davorsetzen.«

Sie schaute mich skeptisch an. »Sie wollen bei mir bleiben? Nicht zu

den anderen Menschen gehen?«

»So ist es.«

»Aber sie haben ebenfalls Schutz verdient, Herr Sinclair. Warum nur immer ich?«

»Es ist schon gut so, glauben Sie mir.« Natürlich hatte ich meine Gründe. Ich übte diesen Job schon lange genug aus, um auch seine Regeln zu kennen. Dabei dachte ich vor allen Dingen an die Person der Trudi Lechner, jetzt auch Diablita.

Sie kannte mich, und sie kannte die Person, die in mir wiedergeboren war, Hector de Valois. Ich hatte ihr in der Vergangenheit schon einmal gegenübergestanden. Sie war vernichtet worden, ihr Geist hatte sich einen anderen Körper gesucht, und ich ging einfach davon aus, daß er nichts vergaß.

Trudi wußte, wo sich ihr eigentlicher Feind aufhielt. Sie mußte mir an den Kragen, bevor sie daranging, das Dorf und damit seine Menschen zu übernehmen.

So folgerte und rechnete ich, wobei ich auch zugab, daß ich mich täuschen konnte, doch dieses Risiko mußte ich einfach eingehen. Daran führte kein Weg vorbei.

Als ich wieder in die Augen der Frau schaute, erkannte ich den Schmerz darin, aber auch eine gewisse Hoffnung, daß sie als letzte aus der Familie überlebte.

Ich schob meine Hand unter ihren Arm. »Kommen Sie bitte, meine Liebe, kommen Sie.«

»Soll ich wirklich hochgehen?«

»Ja, es ist besser.«

»Wie Sie wollen.«

Behutsam zog ich Margot Lechner in die Höhe. Sie zitterte. Ihre Schritte verlangsamten sich noch mehr, als wir uns der Tür näherten. Wahrscheinlich fürchtete sie sich vor dem Anblick ihres veränderten Mannes.

Wie die Kälte des Todes wehte der Schnee in den Raum. Er blieb nicht liegen, weil es zu warm war.

Wo er getaut war, lag eine blanke Pfütze auf dem Boden.

Margot Lechner hielt ich an einem Arm fest. Mit der freien Hand öffnete ich die Tür. Ich ging vor ihr, ohne sie loszulassen, weil ich ihr den Blick auf ihren Mann ersparen wollte.

Rechts von uns lag die Treppe. Da in der oberen Etage kein Licht brannte, verschwammen die höherliegenden Stufen in einem dunstigen Grau. Ich wollte nicht stolpern, deshalb suchte ich den Schalter, fand ihn auch und machte Licht.

Die Treppe lag leer vor uns. Mir fiel ein kleiner Stein vom Herzen. Ich hatte auch damit gerechnet, daß dort oben einer dieser verdammten Zwerge lauerte.

Ich lenkte die Frau durch Worte ab. Sie sollte nicht zurück auf ihren Mann schauen, das war einfach nicht gut für sie. Willig ließ sie sich von mir die Stufen hochführen.

Die Treppe endete dort, wo der obere Flur begann. Ich mußte wieder nach rechts gehen. Meine Schuhsohlen schleiften über den dünnen Belag eines Teppichbodens.

Mehrere Zimmer standen zur Auswahl. Ich schaute immer nur gegen die geschlossenen Türen und hörte, wie Margot mir erzählte, daß sie hier oben Räume an Urlauber vermietete.

»Wollen Sie in einem dieser Zimmer warten?«

»Nein, das nicht. Ich möchte in mein Schlafzimmer.« Sie löste sich von mir und ging vor. Auf der rechten Seite blieb sie vor der zweitletzten Tür stehen. »Hier… hier ist es.«

»Gut.«

Sicherheitshalber trat ich zuerst ein. Doppelbett, Schrank, die alte Kommode, alles war aus dunklem Holz. Auf dem Bett lagen die hohen Kissen und Oberbetten. Da machte es noch Spaß, sich hinzulegen und einzuschlummern. Leider war es sehr kalt, die Heizung war abgedreht.

Margot Lechner setzte sich auf das Bett. Sie war in den vergangenen Minuten stark gealtert und zu einer gebrochenen Frau geworden, die alles verloren hatte und nun allein auf der Welt stand.

Ich bewegte mich auf die Heizung zu und passierte dabei das Fenster. Hinter der Scheibe tobte der Schnee in einem Wirrwarr aus Flocken. Sie prasselten auch gegen das Glas, als wollten sie eine Musik erzeugen, die nie aufhörte.

Ich drehte die Heizung voll auf. Margot bemerkte davon nichts. Sie saß auf dem Bett, hielt den Kopf gesenkt und kam mir in dieser Haltung vor wie eine Plastik.

Mir fiel nichts ein, was ich ihr noch sagen konnte. Es war so schwer, sie zu trösten. Jedes Wort wäre mir nur wie eine leere Hülse vorgekommen.

An der Tür schaute ich noch einmal zurück. Margot hatte die Hände zusammengelegt. »Ich… ich werde für uns beten«, flüsterte sie. »Und auch für Trudi und meinen Mann.«

»Ja, tun Sie das«, sagte ich und ging.

Im Flur holte ich tief Luft. Das war wieder einer der Fälle, die ich nicht mochte. Hier wurde ich mit dem Leid der persönlich Betroffenen konfrontiert. Ich konnte nicht einfach so darüber hinweggehen, ich steckte doch sehr viel Gefühl mit hinein, was einer objektiven Beurteilung des Falls nicht immer dienlich war.

Sehr langsam ging ich den schmalen Flur entlang. Als ich die Treppe erreichte, blieb ich stehen. Ich konnte die Stufen hinab bis in den unteren Flur schauen, ihn aber nicht hundertprozentig überblicken. Das gelang mir wenig später.

Da blieb ich abrupt stehen.
Es hatte sich im Flur etwas verändert.
Der Zwerg war verschwunden!

***

Mir war, als würde Kälte durch meine Adern rieseln. Da war das Blut gegen flüssigen Stickstoff ausgetauscht worden. War es ein Fehler gewesen, nach oben zu gehen?
Irgendwo schon, denn sonst hätte es der Zwerg kaum geschafft zu verschwinden. Auf jeden Fall hätte ich versucht, diesen veränderten Bürgermeister aufzuhalten.
Ich stand auf der Treppe, eine Hand auf das Geländer gelegt. Mein Herz schlug schneller als gewöhnlich. In der Tasche steckte mein Kreuz. Die ›Waffe‹ würde hoffentlich funktionieren, denn Diablita kannte sie sehr gut.
Also mußte auch Trudi sich vor ihr fürchten, wenn alles so stimmte, wie ich es annahm.
Ungefähr eine halbe Minute ließ ich mir Zeit, bevor ich weiterging. Um mich herum lastete die Stille wie zäher Teer. Wohl hatte ich mich in diesem Haus nie gefühlt, nun kam noch das Wissen dazu, möglicherweise in einer Falle zu stecken.
Und das gefiel mir gar nicht.
Ich konnte nicht ewig auf der Treppe bleiben und ging die restlichen Stufen hinab.
Meine Tritte waren zu hören, nur gab es keinen, der darauf reagierte.
Ich stand schließlich in der Diele und kontrollierte die Haustür. Sie war geschlossen. Ich zog sie spaltbreit auf, um einen Blick nach draußen zu werfen.
Lechner konnte noch nicht lange verschwunden sein, vielleicht zeichneten sich auf der Außentreppe noch Spuren ab.
Nein, da war nichts zu sehen. Ich zog die Tür noch weiter auf, so daß ich bis auf die Straße schauen konnte.
Da war ebenfalls nichts zu sehen.
Sie verschwand in ihrem grauweißen Schleier, der einfach nicht abreißen wollte. Den mordlüsternen Zwergen würde dieser Schnee kaum etwas ausmachen, aber ich wollte nicht so recht daran glauben, daß sich der Veränderte zurückgezogen hatte.
Ich konnte mir durchaus vorstellen, daß er sich noch hier im Haus aufhielt. Wenn das stimmen sollte, mußte es einen Grund dafür geben. Auch darüber dachte ich nach.
Er gehörte jetzt zu Diablitas Bande, die dafür sorgen wollte, daß der Garten gefüllt wurde. Und wo konnte Lechner am besten damit beginnen, als in seinem eigenen Haus?
Bei seiner Frau!

Als ich daran dachte, schaute ich unwillkürlich die Treppe hoch. Sie war leer, kein Zwerg war zu sehen. Auf der anderen Seite hatte ich mich im Schlafzimmer aufgehalten. Er hätte in der Zwischenzeit den Weg nach oben finden können.

Oder war er hier unten?

Vor mir und in greifbarer Nähe lag die Küchentür. Sie war natürlich ins Schloß gefallen. In der Küche rührte sich nichts, wie ich durch das Lauschen an der Tür feststellen konnte.

Ich zog sie auf.

Mein Blick fiel in die Küche.

Und da hockte er auf seinem Stammplatz am Tisch, als hätte er sich überhaupt nicht verändert. Auf den Stuhl mußte er Kissen gelegt haben, so daß er größer wirkte, als er tatsächlich war.

Er stierte mich an.

Es sollte wohl alles normal aussehen, aber das war es überhaupt nicht.

Es hatte sich etwas verändert.

Er hatte es verändert.

Auf dem Tisch vor ihm und mit den Spitzen auf mich gerichtet, lag eine Auswahl von Messern.

Hinzu kam noch etwas. Jemand mußte ihm meine Beretta gelassen oder zurückgegeben haben, denn er hielt sie mit beiden Händen fest und hatte die, Mündung auf mich gerichtet…

***

Natürlich war ich, durch diesen Anblick getroffen, stehengeblieben, was Lechner aber nicht paßte.

Sein breiter Mund bewegte sich. Es sah so aus, als wollte ein Frosch reden. »Komm nur näher, Sinclair. Komm in die Küche. Komm in dein Grab…«

Der letzte Satz gefiel mir immer weniger. Mir war also eine Falle gestellt worden, und ich rechnete stark damit, daß dieser Plan von Trudi/Diablita stammte. Margot Lechner war für sie der Joker gewesen. Sie hatte genau gewußt, daß ich mich um sie kümmern würde.

»Es hat Sie also erwischt«, sagte ich.

Der Zwerg nickte. »Klar, es hat mich erwischt. Aber glaube nur nicht, daß ich mich unwohl fühle. Ich werde ein anderes Leben beginnen. Ich werde viel mehr sein als früher. Doch bevor dies alles in die Reihe kommt, müssen meine Freunde und ich gewisse Schwierigkeiten aus dem Weg räumen, dich.«

»Verstehe.«

Er bewegte seine Waffe. »Schließ die Tür ruhig hinter dir. Wir sind ganz allein.« Er hatte in einem Tonfall gesprochen, der bei mir auf

Unglauben stieß.

Ich schielte nach links, wo das zerbrochene Fenster lag.

Dort tat sich nichts.

Kein Gesicht, keine Gestalt, nur der Schneewirbel führte seinen irren Tanz auf.

Es war kein Bluff. Dieses Wesen vor mir hatte es einfach nicht nötig zu bluffen. Es gab einen großen Plan, und der würde eben erfüllt werden, basta.

»Du kannst dich auch setzen, Sinclair. Ich will sogar, daß du dich setzt. Mach schon!« Jedes Wort hörte sich an, als würde der Zwerg dabei noch nach Luft schnappen.

Der Stuhl ihm gegenüber war noch frei. Ich zog ihn heran und ließ mich nieder.

Zwei glänzende Augen schauten mich über die Platte hinweg an. »Vermißt du deine Pistole?«

»Kann schon sein.«

»Die wirst du nie mehr bekommen. Wir werden sehr bald mit dir fertig sein, dann sehen wir weiter. So und nicht anders will es unsere Königin Diablita.«

»Wo ist sie?«

»Nicht hier, aber nahe genug.«

»Wie schön. Und deine anderen Artgenossen?«

»Auch im Ort!« flüsterte er.

Das war zwar eine Antwort, aber trotzdem keine. Sie konnten überall stecken. Ich fing an, mich in meiner Haut immer unwohler zu fühlen. Gleichzeitig dachte ich darüber nach, wie ich diesen kleinen bösartigen Gnom überwinden konnte. Es würde nicht einfach werden. Eine Kugel war verdammt schnell, und die Beretta-Mündung blieb starr auf mich gerichtet, so daß ich keine Chance sah.

Noch war er allein. Gleichzeitig dachte ich an die neue Diablita. Ich war trotz allem gespannt darauf, ihr gegenüberstehen zu können. Für mich wäre das ideal gewesen. Ich trug noch mein Kreuz und ging einfach davon aus, daß ich sie damit erwischen konnte.

Leider kommt es nur selten so, wie man es sich selbst wünscht. Auch ich hatte wieder dieses Pech, denn nach einer Weile hörte ich Geräusche aus dem Flur. Ich hatte auch den Eindruck, als würde unter der Tür her ein kalter Luftzug wehen.

War die Haustür geöffnet worden?

Auch der Zwerg vor mir hatte etwas von der Unruhe mitbekommen. Er bewegte sich auf seinen Kissen hin und her, verengte die Augen und kniff die Lippen noch fester zusammen.

Ich stellte keine Frage, dafür konzentrierte ich mich auf einen bestimmten Plan.

Eines stand fest. Dieser Zwerg durfte keine Verstärkung bekommen.

Wenn das passierte, war ich verloren. Meiner Ansicht nach waren seine Kumpane dabei, in das Haus einzudringen, oder sie hatten es schon geschafft. Zu viele Füchse sind des Hasen Tod. Ich wollte auf keinen Fall den Hasen spielen.

Auch Lechner hatte gemerkt, daß sich etwas außerhalb dieses Raumes veränderte. Er konzentrierte sich darauf, eine gewisse Unruhe erfaßte ihn, er bewegte seinen Kopf stärker als den Körper. Die aufgestapelten. Kissen sollten das Gleichgewicht halten, was ihnen allerdings schwerfiel, so kippte Lechner einmal nach rechts, dann nach links und konnte sich nie so recht fangen.

Ich hatte bereits meine Hände unter den Rand der Tischplatte gelegt. Okay, der Tisch war schwer, aber das spielte in diesem Augenblick keine Rolle. Ich würde ihn hochwuchten müssen, eine andere Chance gab es da nicht.

Als ich hinter mir das Geräusch der vorsichtig aufgestoßenen Tür hörte, handelte ich.

Blitzschnell wuchtete ich den Tisch an der Kante hoch.

Der Zwerg glotzte dumm, dann schrie er fauchend auf.

Er schoß.

Die andere Kante hatte ihn bereits erwischt. Der Tisch bildete eine Schräge, in die das Geschoß hineinrammte und von der dicken Platte gestoppt wurde.

Die Kante aber hatte den Zwerg von seinem Stuhl herab zu Boden gestoßen. Er fluchte und wollte weg, doch ich war schneller und hatte den Tisch gekippt.

Er war auf Lechner gefallen!

Ich hetzte ebenfalls auf ihn zu, weil es ungemein wichtig war, die Pistole zu bekommen.

Dabei hörte ich den Zwerg kreischen, das jedoch störte mich nicht. Ich wirbelte um die seitliche Kante herum und sah ein Bild, das mich eigentlich hätte erfreuen können.

Lechner war eingeklemmt. Er bemühte sich, den Tisch wegzuschieben und wieder hervorzukriechen.

Soviel Kraft hatte er nicht.

Dann sah er mich.

Er drehte den Kopf.

Mein Fuß landete auf seinem steinernen Gesicht. Ich drückte ihn zu Boden, sah die Hand mit der Waffe ebenfalls, aber er konnte sie nicht einsetzen, weil die Tischkante seinen Arm in Höhe des Ellbogens hart einklemmte.

Ich war schneller als er.

Bücken, die Beretta an mich reißen, zurückspringen und mich drehen, begleitet vom Heulen des mordlüsternen Gnoms.

Ich schob mich nicht zur Seite, schaute über den Tisch hinweg, der

zudem so lag, daß er mir eine gewisse Deckung bieten konnte. Die war auch nötig, denn an der offenen Küchentür drängen mehrere mit Pfeilen bewaffnete Zwerge in den Raum…

***

Margot Lechner saß auf dem Bett und kam sich selbst vor, als wäre sie zu Stein geworden. Sie lebte, aber trotzdem fühlte sie sich wie tot. Es war auch immer wieder dieses eine Wort, das durch ihren Kopf schoß.

Tot… tot…

Nicht sie, sondern ihr Mann.

Obwohl er als Zwerg weiterhin existierte, glaubte sie nicht daran, daß es für ihn eine Rückkehr gab.

Nein, das war einfach unmöglich. So etwas konnte es nicht geben. Die andere Seite hatte brutal zugeschlagen, sie würde nichts mehr anders machen.

Im Haus war es noch ruhig. Trotz ihres Zustandes waren die Sinne geschärft, darüber wunderte sie sich. Eigentlich hätte sie in tiefe Depressionen versinken müssen, die durch Weinkrämpfe begleitet wurden. Das trat nicht ein. Sie nahm ihre Umgebung außergewöhnlich klar und deutlich war. Jeden Winkel des Zimmers, jede kleine Ecke, jeden Gegenstand, den ihr Mann und sie sich einmal gekauft hatten.

Alles war noch so da, als würde Karl leben.

Alles?

Nein, nicht alles. Sie war irritiert.

Sie schüttelte den Kopf und überlegte noch einmal genauer.

Da fehlte etwas.

Dieser Gedanke trieb Margot Lechners Bewußtsein in eine andere Richtung. Sie dachte nicht mehr über sich selbst oder ihr Schicksal nach, sondern über den Gegenstand, der offenbar im Zimmer fehlte und sie zu diesem Mißtrauen verleitet hatte.

Doch was war nicht mehr vorhanden?

Sie ging alles noch einmal durch und tastete mit den Blicken auch die Wände ab.

Da fiel es ihr auf.

Das große Holzkreuz, das über dem Doppelbett gehangen hatte, war verschwunden.

Margot war nicht mehr in der Lage, sich zu rühren. Sie empfand das Verschwinden des Kreuzes als einen Schock. Es kam ihr vor, als wäre ihr die allerletzte Hoffnung geraubt worden. Sie wußte auch genau, wer dieses alte christliche Symbol fortgeschafft hatte. Das konnte nur ihre Tochter gewesen sein.

Wenn sie genauer hinschaute, war sogar noch der Abdruck an der Wand zu erkennen. In der vergangenen Nacht hatte es noch an seinem

alten Platz gehangen.

Auf einmal fror sie. Die Heizung strömte warme Luft in den Raum, dennoch war der Frau, als wäre eine eiskalte Hand dabei, über ihren Rücken zu streichen.

Irgend etwas verdichtete sich in ihrem Körper. Der Magen zog sich zusammen. Er kam ihr vor wie ein dicker Klumpen, der sich nicht vertreiben ließ.

Sie stand auf.

Bisher hatte sie sich noch immer geschmeidig bewegen können. Jetzt spürte sie ihre Muskeln, die schmerzten, und sie hatte das Gefühl, als würden andere Kräfte daran zerren.

Als sie stand, wurde ihr schwindelig. Der breite Schrank vor ihr warf plötzlich Wellen. Sie streckte die Arme aus und stützte sich an der Tür ab.

Was ging hier noch alles vor? Sie hatte Sinclair vertraut, sie war voll und ganz damit einverstanden gewesen, daß er sie nach oben in dieses Schlafzimmer brachte, doch alles war anders gekommen.

Außer ihrem veränderten Mann hatte sie bisher keinen Zwerg zu Gesicht bekommen. Der Polizist und sie waren davon ausgegangen, daß sich die gefährlichen, kleinen Bestien im Ort verteilt hatten.

Auf einmal war sie sich dessen nicht mehr sicher. Margot konnte sich ebensogut vorstellen, daß sich die Bestien hier im Haus versteckt hielten.

Das verschaffte ihr Magendrücken.

Plötzlich zitterte sie. Ihre Zähne schlugen aufeinander. Fieberschauer durchwühlten ihren Körper.

Das Zimmer, nein, das gesamte Haus war eine einzige Falle. Sie stellte sich vor, daß sich die Wände öffnen würden, um ihre grauenvolle Ladung zu entlassen. Sie sah die Zwerge hervorquellen, als kleine, widerliche Monster, bewaffnet mit Pfeilen, die darauf warteten, in ihren Körper gestoßen zu werden.

Furchtbar…

Aber die Wände blieben, wie sie waren. Nichts bewegte sich dort, höchstens in ihrer Phantasie, die einfach zu schrecklich war und ihr rationales Denken überschwemmte.

Einbildung, nichts als Einbildung. Hysterie, die von innen hochgepeitschte Angst.

Die Tritte waren keine Einbildung! Nein, sie waren genau zu hören. Trotz des Sisalbodens auf dem Flur. Zudem waren sie nicht mehr weit von ihrer Tür entfernt, und sie kamen mit jeder Sekunde näher.

Himmel, wer war das?

Etwa einer der Zwerge? Oder hatte es sich John Sinclair anders überlegt und kehrte zurück.

Das hätte er ihr vorher sagen können.

Und doch blieb noch eine dritte Möglichkeit, an die sie allerdings nicht denken wollte.

Es war sie, ihre Tochter!

Sie holte tief Luft. Wieder packte sie der Schwindel, bohrte sich die Angst wie ein Stempeldruck in ihren Leib, wo sie alles zusammenpreßte.

Sie wartete.

Die Schritte verstummten.

Starr hielt Margot ihren Blick auf die Türklinke gerichtet, die sich nach unten bewegte.

Dann ging alles sehr schnell.

Die Tür wurde mit einem Ruck aufgestoßen. Auf der Schwelle stand - eine fremde Gestalt.

Nein, sie war nicht fremd, sie sah nur so aus. Es war Trudi, Margots Tochter!

***

Doch wie hatte sie sich verändert? In ihr schienen zwei Personen in einer zu stecken. Trudi trug ein senffarbenes Gewand. Durchzogen von goldenen Fäden, und das schwarze Haar umwehte den Kopf wie eine gewaltige Fahne. Sie hatte sich zudem ein breites, knallrotes Band um die Stirn gebunden und sich auch bewaffnet.

In der rechten Hand trug sie eine altertümlich anmutende Lanze. Trudis Blick war auf die Mutter gerichtet, und Margot schaute Trudi ebenfalls ins Gesicht. Sie hatte ihre erste Furcht überwunden und wollte sie ansprechen, das allerdings schaffte sie nicht, denn es kam ihr vor, daß sie nicht mit Trudi reden würde, sondern mit einer Fremden, die nur mehr so aussah wie ihre leibliche Tochter.

Sie erinnerte sich daran, was Sinclair gesagt hatte. Auch von einem zweiten Namen hatte er gesprochen, von einer gewissen Diablita.

Ja - sie und Trudi mußten sich zusammengetan haben. Aus zwei Personen war eine geworden.

Würde sie ihre Mutter überhaupt noch erkennen? Dieser Gedanke schoß Margot Lechner durch den Kopf. Sie nahm allen Mut zusammen, um es auf einen Versuch ankommen zu lassen.

»Trudi…?«

Bisher hatte die Person regungslos gestanden. Als sie angesprochen wurde, zuckte sie zusammen.

Margot sah es als Zeichen der Hoffnung an. »Trudi, meine Güte, du bist es doch - oder?«

»Nein!«

Ein Wort nur, eine Antwort, aber die wiederum traf die Frau wie ein Peitschenschlag ins Gesicht.

Und sie bekam auch gleichzeitig eine Erklärung geliefert. »Ich bin

nicht Trudi. Ich kenne keine Trudi. Ich bin Diablita, die Königin der Zwerge…«

Sie hatte mit einer furchtbar dumpf klingenden Stimme gesprochen, die Margot bei ihrer Tochter noch nie gehört hatte. Damit war endgültig bewiesen, daß eine Fremde vor ihr stand.

Die Schicksalsschläge trafen die Frau mit der Wucht von Schmiedehämmern. Plötzlich spürte sie Atemnot, preßte die Hand auf die Brust, dann taumelte sie zur Seite, fing sich wieder, fiel rückwärts und landete auf dem Bett. Dort federte sie noch nach und kam sich abermals vor wie eine Puppe, die aus eigener Kraft nichts unter Kontrolle hatte. Sie starrte gegen die Decke. Hinter ihren Schläfen spürte sie einen Druck. Er mußte vom Blut stammen, das sich fast schmerzhaft durch ihre Adern bewegte. Es war furchtbar und unerklärlich. Sie konnte nicht mehr denken, nur noch schauen. Margot bekam mit, daß sich ihre Tochter bewegte. Die durchschritt das Zimmer wie eine Fremde. Sie schaute gegen die Wände, vor die Decke und schabte mit dem Schaftende der Lanze über den Boden, als wollte sie von einer gewissen Musik begleitet werden.

Am Ende des Betts blieb sie schließlich stehen. Ihre Mutter lag auf der rechten Seite.

Kalt schaute Diablita gegen die Frau. Mutter und Tochter waren nicht mehr als zwei Fremde, die sich nichts zu sagen hatten. Zwischen ihnen stand eine unsichtbare Wand. Niemand wollte es noch eingestehen, daß es früher einmal das familiäre Band gegeben hatte.

»Steh auf!« sagte sie.

Margot konnte nicht reden. Sie versuchte es und bewegte nur die Lippen, mehr schaffte sie nicht.

»Hoch mit dir!«

In diesem Augenblick brach es aus Margot hervor. Sie konnte nicht anders. Da war ein Damm gerissen, der all ihre Gefühle bisher aufgestaut hatte. Sie schrie oder glaubte jedenfalls zu schreien, dabei war es nur mehr ein heiseres Flüstern. »Warum bist du gekommen?«

»Ich bin Diablita!«

»Wer ist das?«

»Die Königin der Zwerge. Die Herrin der Mördergnome. Ihr Geist fand einen Körper. Er wußte genau, wen er sich aussuchte, denn ich lebte an einem günstigen Ort. Ich habe über den Garten der Zwerge viel gewußt, aber ich erfuhr noch mehr. Jenseits des Gartens und durch einen Felsen verschlossen lag eine andere Welt. Dort bin ich hingegangen. Es war das Reich des Zwergenkönigs Laurin, der die Abtrünnigen aus seinem Heer dorthin verbannt hat. Sie alle warteten darauf, einen neuen Anführer zu bekommen. Sie bekamen mich, eine Anführerin, denn auch Diablita ist eine Frau gewesen. Und so kam es, daß sie mich fand, daß ich zu ihr wurde und sie zu mir. Wir haben

den Austausch vorgenommen, der wunderbar klappte. Jetzt bin ich nur noch Diablita, die andere Person ist gestorben. Du wirst sie nie mehr erkennen.«

Margot Lechner hätte noch stundenlang über die Erklärungen nachdenken können, ohne einen rechten Grund oder Sinn dahinter zu finden. Sie wunderte sich über sich selbst, wie klar sie doch war, und sie erkundigte sich nach bestimmten Gründen.

»Warum hast du das getan, Trudi?« Den anderen Namen konnte sie nicht aussprechen. »Und was hast du jetzt vor?«

»Den Auftrag erfüllen, der einer Königin würdig ist. Ich werde dafür sorgen, daß Laurins Erbe vermehrt wird. Ich allein sorge dafür. Aus Menschen werden meine Diener.«

»Zwerge?«

»Ja, Margot!«

Frau Lechner tat die letzte Antwort weh. Diese Person hatte sie nicht mehr mit Mutter angesprochen, sondern einfach ihren Vornamen genannt. Das war noch nie passiert, und sie merkte, wie sich ein Klumpen in ihrem Magen festsetzte.

Jetzt war ihr endgültig klar, daß sie eine Fremde vor sich hatte und keinen Menschen, dem sie vertrauen konnte. Über ihren Körper rann eine Gänsehaut. Kälte drang durch ihre Adern. Sie hatte den Eindruck, wegfliegen zu müssen. Alles war so anders geworden, sie wußte nicht, was sie noch tun sollte, aber sie hatte auch die letzte Erklärung der ihr fremd gewordenen Tochter nicht vergessen.

»Diener?« hauchte sie, »oder sind es etwa Zwerge?«

»Das ist eins.«

Sie wußte Bescheid, und eine sehr wichtige Frage lag ihr auf der Zunge. »Alle…? Auch ich?« wollte sie wissen. »Sind alle vorgesehen, um in den Garten zu…?«

»Ja, Margot. Aber hier fange ich an. Hier werde ich damit beginnen, mein Reich aufzubauen. Wer sich uns widersetzt, wird getötet werden. So wie es mit dem Einsiedler geschehen ist auf der Bergstation. Er wurde bestraft, man hat ihn regelrecht vernichtet. Und so wie ihm wird es auch dir ergehen, wenn du mir nicht folgst. Ich weiß auch, daß es einen sehr gefährlichen Gegner gibt. Er hält sich in deinem Haus auf. Er befindet sich in der Küche. Bis wir ihn jedoch erreicht haben, wird er mit Pfeilen gespickt sein und ebenfalls zu uns gehören, wie auch dein Mann. Laurins' Gift kann niemand entgehen. Kein Mensch schafft es, sich dagegen anzustemmen. Es ist einfach anders, denn es verwandelt. Es macht aus Menschen Zwerge, es schafft mir neue Diener.«

Sie bewegte ihre Lanze. Zuerst hob sie die Waffe an, dann senkte sie die vordere Hälfte, so daß die Spitze auf die Brust der liegenden Frau wies.

»Willst du mich töten?«

»Steh auf. Wenn nicht, stoße ich zu!«

Kalt hatte sie die Worte ausgesprochen, und plötzlich glaubte Margot ihrer Tochter jedes Wort. Sie stellte sich vor, daß die breite Spitze ihren Körper treffen und durchbohren würde. Sie sah sich bereits in einer gewaltigen Blutlache liegen, und genau diese Vorstellung zwang Margot dazu, sich zu erheben.

Sie drückte zitternd den Oberkörper hoch, schielte dabei erleichtert auf die Waffe, als diese von Diablita zurückgezogen wurde.

Margot stand auf.

Sie bewegte sich dabei normal. Trotzdem kam sie sich vor wie in einem Traum gefangen. Das Zimmer wurde wieder zu den schwankenden Decksplanken eines Bootes, das von einer Seite zur anderen schaukelte. Die Decke bewegte sich ebenfalls. Das Licht verwandelte sich in einen zuckenden Mond, der dabei scharf auf sie herabglotzte.

Sie lehnte sich gegen den Schrank. Dabei glitten ihre Gedanken zu den Personen hin, die sich eine Etage tiefer befanden.

John Sinclair!

Dieser Name brandete durch ihren Kopf. Margot wußte, weshalb er hier in Glatsch erschienen war.

Er hatte die Morde aufklären und sich dem Terror stellen wollen, doch es war nicht gelungen. Sinclair hatte versagt, er würde sein Leben lassen müssen, er würde…

Die Lanze bewegte sich. Gelassen schwang Diablita die Spitze herum. Dann zeigte sie auf die Tür.

»Du kennst den Weg!«

Margot Lechner nickte. »Dann geh vor!«

Die Frau bewegte sich zitternd. Sie fühlte sich wie eine Tote, die man aus dem Grab geholt und wieder zum Leben erweckt hat. So stockend bewegte sie sich auf die Tür zu.

Ihre Tochter wartete vor dem Bett.

Glatt war ihr Gesicht. Als wäre die Haut noch zusätzlich mit einer glasierten Schicht bedeckt worden. Auch in den Augen zeigte sich kein Gefühl. Sie blieben dunkel und unbeweglich, gleichzeitig aber auch geheimnisvoll.

Margot mußte weiter. Jeder Schritt wurde zu einer Qual. Selbst die Tür verzerrte sich vor ihren Augen. Margot wußte nicht, ob sie normal war oder nicht. Ihr war zudem alles egal geworden, es war einfach die Angst, die sie weitertrieb und jeden Befehl ihrer Tochter ausführen ließ. Sie senkte den Arm und legte die Hand auf die Klinke. Das Metall kam ihr kalt wie die Haut eines Fisches vor.

Dann ging sie in den Flur.

Das Licht brannte.

Ein warmer Schein an sich, dafür sorgte die Stoffbespannung der Leuchte. In diesem Moment allerdings kam es ihr kalt und gnadenlos vor. Es war wie ein grausames Gestirn, das mit einem Auge auf die Erde glotzte und es nur auf sie abgesehen zu haben schien.

Hinter ihr ging Diablita und schaffte es, so gut wie lautlos zu schleichen. Sie war kaum zu hören, aber Margot spürte schon die Kälte, die sie traf.

Alles war normal.

Auch die Treppe am Ende des Flurs. Nur verschwammen die ersten Stufen vor ihren Augen. Plötzlich hatte sie das Gefühl, es nicht mehr schaffen zu können. Da war die Treppe zu einem unüberwindlichen Hindernis für sie geworden.

Und noch etwas irritierte sie.

Es war eine im ersten Moment nicht erklärbare Kälte. Sie drang aus der Tiefe zu ihr hoch, und sie umfuhr ihren Körper wie mit geisterhaft weichen Händen.

Wieso? Waren die Türen nicht geschlossen und…?

Margot vernahm Tritte. Schnell und beinahe schon trippelnd. Da wußte sie, was geschehen war. Die Zwerge hatten es geschafft und die Tür geöffnet. Sie waren in das Haus eingedrungen. Es sollte alles so laufen, wie Diablita es geplant hatte.

Vor der Treppe blieb Margot stehen. Zwar lag ihre Hand auf dem Geländer, Sicherheit aber gab ihr dies auch nicht. Sie stand da und zitterte.

Diablita erreichte sie. Dicht hinter der älteren Frau blieb sie stehen. »Was hast du? Warum gehst du nicht weiter?«

Margot Lechner holte tief Luft. Sie kam sich vor, als würde sie sich dabei aufpumpen. »Da… da… unten. Da ist jemand gekommen. Ich habe es gehört.«

»Stimmt, meine Freunde.«

»Und Sinclair?«

»Er wird deinem Mann in die Falle gelaufen sein. Ich habe alles gut vorbereitet.«

Margot gab keine Antwort. Sie glaubte kaum, daß Diablita gelogen hatte. Sie war so sicher, sie war eine exzellente Planerin. Sie schaffte es immer.

Sie würde siegen!

Margot sah die Bewegung der anderen Person, weil diese einen Schatten an die Wand warf. Im nächsten Moment spürte sie einen leichten Druck im Rücken.

Sehr wohl wußte sie, daß die Lanzenspitze an ihrem Körper lag, und schon hörte sie Diablita sprechen. »Wenn du jetzt nicht vorgehst, spieße ich dich auf!«

Margot verzog ihre Lippen. Sie hätte schreien können. Wie sich die

Drohung allein angehört hatte, das war einfach furchtbar gewesen. Zudem noch von ihrer Tochter ausgesprochen. So etwas konnte doch nicht einfach hingenommen werden.

Sie ging.

Sie zitterte, sie steckte voller Angst, die wie ein Kreislauf durch den Körper rieselte.

Und sie ging weiter.

Ihre Schritte waren schwer geworden. Auf dem Handlauf blieb ein Schweißfilm zurück. Der Druck hinter ihren Augen nahm zu. Das Pochen war hart, und sie kam sich vor, als würde sie auf einer Insel schweben und nicht in ihrem eigenen Haus sein.

Bisher war es relativ still gewesen. Die Veränderung dieses Zustands begriff Margot nicht sofort. Er hatte seinen Ursprung auch nicht in ihrer unmittelbaren Nähe, sondern weiter unten.

Da hörte sie den dumpfen Krach, einen Schrei, dann mehrere Rufe und auch die Schüsse.

Diablita fluchte.

Dabei handelte sie sofort. Margot bekam einen harten Stoß in den Rücken. Es war ihr Glück, daß sie den Handlauf des Geländers festhielt. So konnte sie sich dort anklammern und wurde nicht die Treppe hinabgestoßen.

Diablita aber jagte hinunter. Ihrer Meinung nach war doch nicht alles nach Plan gelaufen…

***

Ich hatte die Zwerge nicht zählen können, weil einfach alles zu schnell gegangen war. Es spielte in diesem Augenblick auch keine Rolle, wichtiger waren die Waffen in ihren Fäusten, und sie wollten mich damit ebenso niedermachen wie ihre anderen Opfer.

In einem Bauernhaus muß ein Bauerntisch stehen. Da sie zumeist noch aus stabilem Holz gefertigt sind, bot die Platte mir eine einigermaßen gute Deckung.

Ich tauchte dahinter.

Die Zwerge schleuderten ihre Pfeile. Sie schrieen dabei, um sich gegenseitig Mut zu machen.

Ich hörte, wie die spitzen Gegenstände in das Holz der Platte hieben und es nicht schafften, sie zu durchdringen. Sie blieben stecken wie Nadeln in einem Kissen, aber damit gaben sich die gefährlichen, kleinen Bestien nicht zufrieden.

Sie kamen selbst.

Ich hörte sie laufen und blieb nicht auf der Stelle liegen. Tief geduckt bewegte ich mich zurück, bis ich die Wand im Rücken spürte, und vor mir der Tisch als Deckung hochwuchs.

Ein Kopf erschien über dem Rand. Rechts und links von zwei Händen

eingerahmt.
Ich schoß in das Gesicht.
Die böse Fratze zerplatzte. Das geweihte Silber zerstörte sie mit eminenter Wucht. Die Einzelteile flogen in verschiedene Richtungen weg. Ich vernahm nicht einmal einen Schrei, dieses unselige Wesen war auf der Stelle vernichtet worden.
Gut so…
Wo steckte der nächste?
Ich sah keines der bösen Wesen, weil mir die Tischplatte die Sicht versperrte.
Dafür regte sich Lechner.
Er stöhnte, er stand unter einem gewaltigen Streß, weil er verzweifelt versuchte, unter der schweren Tischplatte hervorzukriechen, um endlich freizukommen.
Er hatte es beinahe geschafft, aber sein linkes Bein klemmte noch fest. Deshalb wütete er, schlug um sich, und ich dachte nicht daran, ihm zu helfen.
Sein verzerrtes Gesicht spiegelte die Anstrengung wider, mit der er versuchte, alles zu ändern.
Es blieb dabei.
Ich glitt zur Seite. Von Lechner drohte mir keine Gefahr. Er war nicht bewaffnet, besaß auch keine Pfeile, aber die anderen Zwerge würden nicht so leicht aufgeben, auch wenn ich ihren ersten Angriff abgeschmettert hatte und sich ihre Königin zurückhielt.
Es waren mehrere Bestien. Eigentlich hätte ich meine Augen überall haben müssen. Das wiederum war nicht möglich, so konzentrierte ich mich auf einen bestimmten Punkt.
Ich ließ die Tischplatte nicht aus den Augen. Besonders ihre schmalere Vorderseite hatte es mir angetan. Wenn ich um sie herum schaute, konnte ich einen Blick auf die Tür werfen.
Ich war sehr vorsichtig.
Daß ich Lechner in meinem Rücken wußte, gefiel mir ebenfalls nicht. Aber noch klemmte er fest.
Ich lugte in Richtung Tür.
Freie Sicht, aber nur für einen Moment, da hatten sie mich entdeckt. Gleich zu zweit griffen sie an.
Die kleinen Arme hoben sich wie von Marionettenpuppen, die in die Höhe gezogen waren. In den Fäusten blitzten die Pfeile.
Einen Moment später huschten sie auf mich zu.
Die Kerle konnten zielen. Wäre ich nicht noch um einen Tick schneller gewesen, hätten sie mich an der Stirn erwischt. So aber war ich zurückgezuckt, und die Pfeile rasierten nur über die Kante der Tischplatte hinweg, wo sie Kerben schlugen und mir kleine Splitter entgegenschleuderten.

Die Zwerge wußten, daß sie nicht getroffen hatten. Ich hörte ihre wütenden Schreie.

Da hatte ich bereits meine Position verändert und war um die Seite des Tisches herumgekrochen, über Lechner hinweg, der immer noch verbissen versuchte, sich zu befreien.

Die beiden anderen Zwerge schauten in die falsche Richtung.

Ich richtete mich halb auf.

»Hier bin ich!«

Sie wirbelten herum.

Da schoß ich.

Einmal, zweimal.

Beide wurden von den Silberkugeln erwischt und in die Höhe geschleudert. Für mich sah es so aus, als wollten sie abheben. Dabei führten sie noch einen grotesken Tanz auf, dann brachen sie zusammen. Der eine dicht neben dem Kühlschrank, den anderen hatte die Einschlagwucht bis zum offenen Fenster geschleudert.

Ich lud die Beretta nach. Dabei schaute ich mich fieberhaft um und ließ auch das Fenster nicht aus den Augen. Schnee rieselte als Vorhang. Die Flocken waren dichter und weicher geworden, der Wind hatte etwas nachgelassen.

Nun registrierte ich, daß sich kein anderer Zwerg mehr in der Küche aufhielt. Die beiden, die mein geweihtes Silber erwischt hatte, waren die letzten gewesen.

Wo steckten die anderen?

Warum hatten sie sich zurückgezogen? Ich ging einen Schritt vor. Es konnte durchaus sein, daß sie sich in einer Ecke verborgen hielten. Klein genug waren sie ja.

Wo ich auch hinschaute, es war keine Spur von ihnen zu sehen. Blieb nur die Möglichkeit, daß sie sich zurückgezogen hatten, weil sie nicht in Gefahr geraten wollten, der Reihe nach vernichtet zu werden.

Das war für mich im Augenblick gut, aber nicht für die anderen Menschen in Glatsch. Wie ich diese Bestien einschätzte, würden sie, zusammen mit ihrer Königin, neue Opfer holen und sie durch die Pfeilwürfe zu kleinen Bestien machen.

Karl Lechner keuchte auch weiterhin. Vielleicht wußte er Bescheid. Ich drehte mich um, ging einen Schritt, dann blieb ich neben ihm stehen und schaute auf ihn herab.

Er glotzte hoch!

»Wo sind sie?« fragte ich.

»Bei ihr, bei ihr!« keuchte er und zerrte weiter. Und er schaffte es. Sein Bein kam frei.

Ich richtete die Mündung gegen seinen Schädel. Sein weißes Haar stand ab, sein Gesicht erinnerte mich an eine verformte Kartoffel. Er hatte auch vom Gesichtsausdruck etwas Zwergenhaftes an sich,

schlich zurück und blieb an der Wand stehen.

»Und wo steckt sie?«

»Such sie doch!« giftete er. »Such sie doch! Sie ist unsere Königin. Sie ist dir überlegen.«

»Wo?« fragte ich nur.

»Draußen…?«

»Da schneit es.«

»Es macht ihr und den anderen nichts aus, verdammt! Los, geh doch hin, zum Henker!«

Er wollte mich reizen, das stand fest, aber es war mir in diesem Fall egal. Ich würde meinen Weg gehen und mich auch von ihm nicht aufhalten lassen.

Langsam drehte ich mich um.

Es geschah nicht ohne Grund, denn ich hatte auf dem Flur Schritte gehört. Sie waren jetzt an der Tür, gegen die ich zielte, obwohl ich nicht davon überzeugt war, daß Diablita die Küche betreten würde.

Sie wäre anders gegangen, selbstsicherer…

Die Tür schwang auf.

Eine Frau war zu sehen.

Zitternd, überaus ängstlich. Sie ging geduckt, und sie war weiß wie eine Leinwand.

»Mein Gott, Frau Lechner!«

Sie betrat den Raum mit weichen Knien und Zitterschritten. Es glich schon einem Wunder, daß sie sich noch auf den Füßen halten konnte. Deshalb lief ich zu ihr und stützte sie ab.

Margot klammerte sich an mir fest. Für einen Moment wirkte sie trotz des Bebens wie erstarrt. Dann bewegte sie ihren Mund. Stoßweise nur brachte sie die Worte hervor. »Sie war bei mir… bei mir…«

»Trudi?« fragte ich.

»Nein, nicht mehr Trudi. Sie ist nicht meine Tochter. Sie ist jetzt Diablita…«

»Und weiter?«

»Ich sollte mit ihr gehen. Ich sollte auch zu einem dieser Zwerge werden. Ich!«

»Was geschah dann?«

Sie mußte sich erst fangen. Stockend berichtete sie über das weitere Geschehen.

Ich mußte schon sehr genau hinhören, um alles zu begreifen und in die richtige Reihe zu bringen.

Diablita!

Immer mehr rückte sie in den Vordergrund. Mir war klar, daß ich nur durch ihre abermalige Vernichtung diesen bösen Fluch zerstören konnte. Laurin hatte gewußt, was er tat, als er die gewisse Gruppe von

Zwergen verstieß und verfluchte. Auf keinen Fall durften diese Wesen eine neue Führerin bekommen.

Ich lächelte ihr zu, wollte sie beruhigen, aber ihr Gesicht nahm plötzlich eine derartige Starre an, daß ich mich erschreckte. Ich wußte nicht, was sie hatte, wollte ihr eine Frage stellen, aber Margot kam mir zuvor.

»Hinter… hinter…«

Diese beiden Worte reichten aus. Ich stieß sie von mir weg, ließ mich gleichzeitig fallen und drehte mich herum, als ich auf den Fußboden prallte.

Da stand Karl Lechner.

Ja, er war freigekommen, das traf alles zu. Aber er hielt das Messer in der Hand, mit dem mir seine Frau die Stricke durchgesäbelt hatte. Daran hatte ich nicht mehr gedacht.

Er brüllte auf, rannte und hüpfte auf mich zu, um mir die in seiner Hand noch größer aussehende Klinge tief in den Leib zu rammen.

Meine Kugel war schneller.

»Iiiiiäääähhh!« drang es aus seiner Kehle. Der rechte Arm fing an zu pendeln und zu zucken. Das Messer beschrieb in Kopfhöhe hektische Bewegungen, dann brach er zusammen, fiel nach vorn, erreichte mich aber nicht mehr, sondern prallte vor mir derart unglücklich zu Boden, daß er sich die Klinge noch in die Brust stieß. Es war aus für ihn.

Ein Rieseln und Zucken durchdrang seinen Körper, der sich sehr schnell zu Staub auflöste.

Ich drehte mich um.

Frau Lechner saß auf dem Fußboden. Sie konnte das Grauen nicht fassen und hielt ihre Hände gegen die Wangen gepreßt. Sie hatte erleben müssen, wie ihr Mann durch meine Kugel gestorben war, doch ich glaubte nicht mehr daran, daß sie ihm die gleichen Gefühle entgegenbrachte, wie sie es früher getan hatte.

Ich ging zu ihr.

Als mein Schatten über sie fiel, schaute sie hoch. Ihre Augen waren verquollen und zeigten ein unsägliches Leid. Ihre Lippen bebten. Sie waren so bleich, daß sie kaum auffielen.

»So… so hat er doch nicht mehr weiterleben können«, flüsterte sie. »Ist er erlöst?«

Ich nickte.

»Dann ist es gut.«

Sie hatte den Satz wie eine Frage gestellt, und wieder sah sie mein Nicken.

Sosehr sie jetzt mit ihren Gefühlen allein sein mußte, um über den Schrecken hinwegzukommen, aber auch bei mir drängte die Zeit. Ich wollte Diablita, die einmal Trudi Lechner geheißen hatte.

Auf sie sprach ich Margot Lechner an.

»Ich… ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß sie das Haus verlassen hat.«

»Ja, aber wohin ist sie gegangen?«

Margot schüttelte den Kopf. Sie zog die Jacke enger um ihren Körper. Sie fror, denn noch immer schneite es durch das zerbrochene Fenster.

»Hat sie von den übrigen Bewohnern hier in Glatsch gesprochen?« wollte ich wissen.

Die Antwort kam zögernd. »Sie will sie alle, das hat sie gesagt, das weiß ich.«

»Gut, dann werde ich sie suchen müssen.«

»Und sie töten?« Margots Frage zitterte noch nach. Die Frau stand unter einem gewaltigen Streß, aber ich konnte ihr nicht helfen, indem ich sie belog. Ich mußte ihr die reine Wahrheit sagen.

»Ja, Frau Lechner, auch wenn es Ihre Tochter gewesen ist, es gibt keine andere Möglichkeit, denn Diablita will uns allen ans Leben. Das müßten Sie inzwischen wissen.«

»Sie haben recht, Herr Sinclair.«

»Danke.«

Margot senkte den Kopf. Sie fing an zu weinen. Ich überlegte, ob ich sie vom Boden hochheben und auf einen Stuhl setzen sollte. Ich ließ es bleiben, denn hier hatte sie eine bessere Deckung.

Ich ging durch die Küche.

Und dann hörte ich etwas. Eine Stimme. Hell und gleichzeitig grell. Sie gehörte Diablita und hatte kaum noch Ähnlichkeit mit der einer Trudi Lechner.

»Komm raus, Sinclair! Ich warte auf dich…«

***

Auf einmal kam ich mir vor wie in einem Western, wo der Held dicht vor dem alles entscheidenden Duell steht.

Ich schwieg zunächst, weil ich mich auf die Richtung konzentrieren wollte, aus der die Stimme zu mir gedrungen war. Diablita stand vor dem Haus.

Nun ja…

»Bist du da, Sinclair?«

»Natürlich!«

Meine Stimme klang so laut, daß sich Frau Lechner erschreckte. Sie blickte hoch. Fragend sah sie in mein Gesicht. »Jetzt ist es soweit, nicht? Jetzt werden Sie hinausgehen - oder?«

»Es ist die einzige Chance, die ich habe. Ich muß ihr direkt gegenüberstehen.«

»Und dann?«

»Werden wir sehen, wer der Stärkere ist.«

»Sie sind sehr mutig!« flüsterte sie, »wirklich sehr mutig.« Sie strich

über ihr Gesicht. »Ich… ich kann es kaum fassen, nicht begreifen. Es ist so anders.«

»Natürlich ist es anders. Aber darüber werden wir später sprechen.« Ich stand bereits neben ihr. Da sie nicht sehr weit von der Tür entfernt war, brauchte ich nur den Arm auszustrecken, um sie zu öffnen. Ich betrat den Flur.

Es war kühl geworden, weil die Haustür nicht zurück ins Schloß gefallen war.

Selbstverständlich wollte Diablita die Entscheidung. Es blieb ihr nichts anderes übrig. Aber sie würde nicht mit offenen Augen ins Verderben rennen, denn sie war raffiniert genug, um ebenfalls eine Falle aufgebaut zu haben.

Dabei konnte sie sich auf ihre Zwerge verlassen. Sie konnten draußen überall Deckung finden, ohne groß aufzufallen. Es hatte sicherlich Schneeverwehungen gegeben, auch die schufen ihnen einen ziemlich sicheren Platz.

Über der Tür brannte noch das Licht. Sein Schein fiel durch den Spalt. Ich entdeckte den Schalter für die Außenbeleuchtung im Innern und drückte ihn nach unten.

Das Licht erlosch.

Die Reaktion darauf war ein schrilles Lachen. »Bist du fast an der Tür, Sinclair? Willst du im Dunkeln kommen? Sollen wir dich nicht sehen?«

»Keine Sorge, ich komme schon.« Ich war bei dieser Antwort bis dicht an die Tür herangetreten, huschte dann aber zurück, ohne einen Blick nach draußen geworfen zu haben.

Ich wäre ein Idiot gewesen, wäre ich jetzt ins Freie getreten. Nein, auch mir mußte man einen Trick zugestehen.

Es gab einen Hinterausgang. Ich hatte mich vorhin umgesehen und den Knick an der linken Seite gesehen. Dort huschte ich in einen schmalen Gang. An der linken Seite wurde er durch hell gestrichene Einbauschränke markiert. Am Ende befand sich eine schmale Tür. Ich öffnete sie und gelangte in einen kalten Stall, in dem zahlreiche zurechtgeschnittene Holzstücke lagerten.

An ihnen huschte ich vorbei.

Dann sah ich die Stalltür.

Sie war sehr niedrig, so daß ich mich ducken mußte. Aber ich kam hindurch und war auch froh, daß sie nicht quietschte. Ich hatte mich außer der Beretta mit dem Dolch bewaffnet, weil ich einen Schuß nicht riskieren wollte, wenn ich angegriffen wurde.

Der Schnee fiel dicht wie eine Decke.

Es war nicht viel zu erkennen, was mir allerdings auch half. So würden es die teuflischen Zwerge sehr schwer haben, ihren Gegner auszumachen.

Der Schnee lag schon ziemlich dick. Er pappte unter meinen Sohlen, als ich geduckt an der Hauswand entlangstiefelte. Die Flocken wirbelten von der Seite her gegen mich.

Vor dem Haus regte sich Diablita darüber auf, daß ich noch nicht erschienen war, aber das störte mich überhaupt nicht.

Daß ich das Haus durch einen Hinterausgang verlassen könnte, damit hatten sie wohl nicht gerechnet. Jedenfalls entdeckte ich keine Wachen.

Schon bald fiel mein Blick auf die Straße. Sie war deshalb zu sehen, weil dort die Laternen leuchteten. Durch ihren Schein wirbelten ebenfalls immens dicke Wolken aus Schnee, so daß sie diese Lichtflecken zu geisterhaften Gebilden machten.

An der Schmalseite des Hauses blieb ich stehen. Auf dem Boden lag der frische Schnee wie weiße Watte. Ich ließ den Dolch verschwinden und holte statt dessen mein Kreuz hervor. Als es meine Hand berührte, fühlte ich eine gewisse Sicherheit, die mich umgab.

Ich ging weiter. Schneeflocken peitschten gegen mein Gesicht. Ich duckte mich, schaute aber nach vorn, und da sah ich sie stehen.

Diablita überragte ihre kleinen Helfer. Sie wirkte wie eine Statue, die sich gegen den herabfallenden Schnee und den harten Wind gestemmt hatte. Mit der rechten Hand umklammerte sie eine Waffe. Es war ein langer Stock. Ich konnte ihn nicht genau erkennen, sah allerdings die Spitze an seinem Ende, die sich jetzt bewegte, als Diablita die Waffe nach vorn drückte und gegen die Tür deutete.

»Gut, Sinclair, wenn du dich nicht traust, dann komme ich. Und ich werde meine Helfer mitbringen.«

Die hatten auf derartige Worte nur gewartet. Bisher konnte ich sie wegen des dichten Schneefalls kaum sehen. Aber die kleinen Klumpen am Boden bewegten sich plötzlich. Sie liefen auf die Tür zu, verteilten sich auch, und ich wollte auf keinen Fall, daß diese Bestien in das Haus eindrangen, wo ich Margot Lechner allein zurückgelassen hatte.

»Keine Sorge!« rief ich in den wirbelnden Flockenwirbel hinein. »Ich bin schon hier, Diablita!«

***

Damit hatte ich sie überrascht!

Trotz der schlechten Sicht sah ich, daß sie beinahe auf der Stelle vereiste.

Auch die Zwerge gingen nicht weiter. Ich aber bewegte mich auf diese Feinde zu.

Ich hatte das Kreuz. Wenn Diablitas Geist tatsächlich in Trudi Lechners Körper hineingefahren war, dann mußte damit auch eine gewisse Erinnerung zurückgekehrt sein. Erinnerung an Zeiten, die lange zurücklagen, als es noch einen Hector de Valois gab, der das

Kreuz ebenfalls besessen hatte.

Jetzt drehte sie sich.

Wie sie mich sah, wußte ich nicht. Ich konnte mir aber vorstellen, daß ich ihr wie ein Gespenst erscheinen mußte. Zudem hielt ich meinen Talisman sichtbar in der Hand.

»Nun, Diablita? Erinnerst du dich?«

Sie sagte nichts.

Ich ging weiter. Stoppte schon nach zwei Schritten, weil ich ihre Helfer nicht aus den Augen verlieren wollte. Sie waren für mich ebenso wichtig wie die Königin selbst.

Wir schwiegen.

Nur das Rieseln des Schnees war zu hören. Bald würde von dem Ort nicht mehr viel zu sehen sein, wenn es weiterhin so schneite. Überhaupt ließ sich kein Mensch blicken. Die abgestellten Fahrzeuge hatten weiße Hauben bekommen, so daß ein Fabrikat aussah wie das andere.

Und sie trotzte ihm.

Diablita stützte sich auf ihre Lanze. Mittlerweile konnte ich auch die Spitze erkennen. Es war eine sehr böse Waffe, die leicht einen Menschen durchbohrte.

Sie war auf mich gerichtet.

Auch die Zwerge hatten sich gedreht. Ob sie ihre gefährlichen Waffen bereits in den Händen hielten, konnte ich wegen der miesen Sichtverhältnisse nicht erkennen, mußte aber davon ausgehen.

»Schon einmal hast du verloren, Diablita. Ich hoffe, du kannst dich noch daran erinnern.«

»Ja…«

»Gut, dann weißt du, was dir bevorsteht.«

Sie schrie und lachte mich zugleich an. »Nein, Sinclair, nein. Die Zeiten sind nicht nur andere geworden, sie haben sich auch verändert. Noch einmal falle ich nicht darauf herein. Du hast einige meiner Freunde töten können, aber nicht alle, verstehst du?«

»Ich sehe sie.«

»Und sie werden dich packen!« schrie sie mich an. »Ich habe es satt, mich hier…«

Ich ließ sie reden, ich ließ sie toben. Ich hatte bisher mein Kreuz mit der Hand verdeckt gehabt. Als Diablita einmal Luft holen mußte, ging ich vor.

Und diesmal lag mein Kreuz frei.

Es leuchtete im Schnee, und ihr Gesicht bewegte sich. Wahrscheinlich durchzuckte sie der Strom einer alten Erinnerung. Sie wußte jetzt Bescheid.

»Tötet ihn!«

Ich rief dagegen. Einen Satz nur, eine Formel, die mir schon

mehrmals geholfen hatte. »Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

Da wurde die Nacht zum Tag!

***

Es wirkte auf mich so, als wären hundert Blitze zugleich eingeschlagen. Um uns herum tobte ein bleiches und gleichzeitig schrilles Wetterleuchten. Das Kreuz strahlte eine immens starke Kraft aus, ein Licht, eine Weiße Magie, die das böse in meiner Nähe zerstörte. Uns umgab ein gewaltiger, heller, zuckender Kreis aus Licht und fahlen Blitzen, die sich schräg legten und sich ihre Ziele suchten, als wären sie darauf programmiert worden.

Die Zwerge starben.

Sie zerfielen, sie zerglühten unter den heftigen Einschlägen und Trudi/Diablita stand im Zentrum.

Sie mußte mit ansehen, wie ihre Welt zerstört wurde.

Sie und ich bildeten das Zentrum. Ich aber wollte noch näher an sie heran.

Dazu reichten mir zwei Schritte.

Sie starrte mir ins Gesicht.

Ich schaute sie ebenfalls an.

Nein, das war kein Mensch mehr, das war nur mehr eine Projektion dieser Frauengestalt. Sie wirkte wie eine verzerrte Zeichnung, und das Kreuz nahm die Funktion eines Radiergummis ein.

Es vernichtete das Grauen.

Diablita gab es nicht mehr.

Der Körper löste sich auf, als wäre er unter den zahlreichen Schneeflocken weggeschmolzen.

Es gab auch die teuflischen Zwerge nicht mehr. Laurins Verfluchte würden nie mehr zurückkommen, ihr Reich war leer, und von einem Steingarten mit ebenfalls steinernen Menschen würde nicht mehr als die Erinnerung zurückbleiben. Wieder neue Geschichten, die an die nachfolgenden Generationen weitergegeben werden konnten.

Ich drehte mich um.

Der Schnee sah an dieser Stelle völlig zertrampelt aus. Die Zwerge hatten ihre Spuren hinterlassen, aber auch sie würden bis in wenigen Minuten von einer neuen Schicht bedeckt sein.

Dann waren sie und Diablita nur mehr Erinnerung…

***

Ich betrat das Haus der Lechners, ging in die Küche, wo Margot aufgestanden war und sich dann mit gefalteten Händen auf einen Stuhl gesetzt hatte.

Als sie mich sah, wußte sie nicht, was sie sagen sollte, doch die Fragen standen in ihren Augen.

Ich nickte nur.

Sie holte tief Atem. »Meine… meine Tochter auch?«

»Ja.«

Es dauerte etwas, bis sie sich soweit erholt hatte, daß sie eine Antwort geben konnte. »Soll ich jetzt froh darüber sein, daß es so gekommen ist, Herr Sinclair?«

»Ich denke schon.«

»Ja«, sagte sie, »ja…« Danach starrte Frau Lechner ins Leere, und es würde verdammt schwer für sie werden, mit diesem Schicksal fertig zu werden. Einen erwischte es immer. So schlimm es für die betreffende Person oder die Personen auch war, es hätte alles noch schrecklicher werden können, wenn es den Zwergen und ihrer Königin gelungen wäre, den Garten mit anderen Menschen zu füllen.

Als ich daran dachte, bekam ich eine Gänsehaut.

Die Nacht über würde ich noch in Glatsch bleiben, am nächsten Morgen meinen Leihwagen freischaufeln und versuchen, das Tal zu verlassen. Aber das lag noch so weit weg.

Margot Lechner stand irgendwann auf. Sie zog sich eine Jacke über. Ich fragte sie, wo sie hinwollte.

»In die Kirche, Herr Sinclair, in die Kirche…«

Dann verließ sie das Haus und trat hinein in den wirbelnden Flockensturm…

ENDE des Zweiteilers